



Sebenunddreissigster Jahrgang.

20. Heft.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Am Belt.

Roman

von

Gregor Samarow.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Ereignisse, welche die Einleitung zu den Welterschütterungen des sechsten Decenniums unseres Jahrhunderts bilden sollten, gingen inzwischen ihren Gang.

Die beiden deutschen Großmächte hatten vergebens, und zwar von der fremden Diplomatie unterstützt, die Aufhebung der Gesamtverfassung verlangt und die Incorporation des Herzogtums Schleswig in die dänische Gesamtmonarchie verboten.

Die Regierung in Kopenhagen hatte in schroffer Weise

dies Ansinnen abgelehnt und dadurch die verbündeten Regierungen von Oesterreich und Preußen vor den Kriegsfall gestellt, dessen Berechtigung auch von den Mächten, welche das Londoner Protokoll unterzeichnet hatten, nicht bestritten werden konnte, denn der Krieg brach nicht wegen der Erbfolgefrage, welche in ihm auch vollständig offen gehalten wurde, sondern wegen der rechtswidrigen Einverleibung der Herzogtümer in die dänische Monarchie aus.

Seit fünfzig Jahren zum erstenmal wieder zogen Oesterreich und Preußen in fester Waffenbrüderschaft zu Felde gegen die Feinde des deutschen Reichs und das ganze deutsche Volk atmete freudig auf in dem Bewußtsein des mächtigen Schutzes, den ihm diese Einigkeit der beiden gewaltigen Kriegsmächte bot.

Die vereinigten Armeen waren gegen die schleswigsche Grenze vorgerückt und überall jubelnd von den Bewohnern empfangen worden.

Zwei glänzende und bewährte Führer standen an der Spitze der verbündeten Armeen. Das preussische Armeecorps kommandirte der Prinz Friedrich Karl, des Königs

Neffe, der junge Hohenzollernspröß, der, seinem königlichen Oheim gleich, von frühesten Jugend an alle seine Kraft in dem militärischen Dienst konzentrierte und schon im ersten dänischen Kriege, sowie dann im badischen Feldzug unter seines Oheims Augen seine soldatische Tüchtigkeit bewährt hatte.

Die Oesterreicher kommandirte der Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz, der in den italienischen und ungarischen Feldzügen, zuletzt bei Solferino, sich hohen Ruhm als Soldat und Truppenführer erworben hatte. Die vereinigte österreichisch-preussische Armee kommandirte der preussische Generalfeldmarschall von Wrangel, damals schon neunundsiebenzig Jahre alt, dessen Name in aller Munde war und der jedem Soldaten als leuchtendes Beispiel militärischer Unererschrockenheit und Schneidigkeit voranstand, er war in den Herzogthümern bekannt, da er auch im Jahre 1849 dort kommandirt hatte, und überall drängte sich das Volk ihm entgegen, um den greisen Feldherrn zu



Bilder aus Konstantinopel: Galatabrücke, Blick auf die Frankenquartiere Galata und Pera. (S. 478.)

sehen und zu begrüßen, dessen Name mit dem Ringen der deutschen Herzogtümer nach der Unabhängigkeit von Dänemark so eng verbunden schien.

So war auch am 30. Januar eine große Menge Volk aus der ganzen Umgegend nach dem alten Klosterflecken Bordesholm geströmt, wohin der Feldmarschall sein Hauptquartier gelegt hatte.

Die allgemeine Spannung war um so größer, als es bekannt geworden war, daß von Wien und Berlin aus der Befehl gekommen sei, nunmehr in Schleswig, wo die Dänen sich zum Widerstand festgesetzt hatten, einzurücken, und daß der Feldmarschall die kommandierenden Generale mit ihrem Generalstabschef zu sich entboten hatte, um ihnen die letzten Instruktionen für den Einmarsch in Schleswig zu erteilen, da nach der Ueberschreitung der Grenze in jedem Augenblick die Feindseligkeiten beginnen konnten.

Das sonst so stille Bordesholm mit seiner schönen Kirche, welche die Grabmäler Friedrichs I. von Dänemark und verschiedener Herzoge des holsteinischen Hauses enthält, bot heute ein außerordentlich bewegtes Bild. Das bunt bewegte militärische Leben, welches mit dem Hauptquartier eingezogen war, füllte die Straßen und weit im Umkreise die Gegend. Adjutanten und Ordonanzen sprengten nach allen Seiten hin und her, Generale und Stabsoffiziere gingen im Hause des Feldmarschalls aus und ein und zwischen den Truppen her wogte eine zahlreiche Menge von Landleuten in ihrem Sonntagsstaat, welche sich überall herandrängten, die Soldaten freundlich zu begrüßen und ihnen Erfrischungen zu bieten, die sie in Körben und Karren mitgebracht hatten.

Der schöne, große See, um welchen sich das Dorf ausdehnte, funkelte, von blankem Eise bedeckt, im hellen Winter Sonnenlicht und weithin auf allen Straßen sah man immer noch neue Menschenmassen heranziehen. Am meisten drängte sich die Menge zusammen vor dem Hause am Kirchplatz, in welchem der Feldmarschall sein Quartier genommen hatte und vor welchem die Schildwachen einen Platz frei hielten, der sich durch die vorgebrängten Neugierigen immer wieder mehr und mehr verengerte.

Unter den Vordersten in der Nähe des Hauses des Feldmarschalls standen zwei junge Leute in einfachem grauem Anzuge Arm in Arm, um nicht von der wogenden Menge auseinandergedrängt zu werden.

„Wir werden auch hier nicht herankommen, Friedrich,“ sagte der eine zum andern, „Du siehst, daß die Wachen jeden zurückweisen, der sich nähert, und daß nur Offiziere in das Haus treten dürfen.“

„Gleichviel,“ erwiderte der andere, dessen brennende Blicke unverwandt an den Fenstern des Hauses hingen, an welchen hin und wieder einzelne Offiziere sich bewegten, „gleichviel, wir müssen zu dem Feldmarschall bringen, bei ihm allein können wir die Erfüllung unseres Wunsches finden. Der Kampf beginnt, und es wäre entsetzlich, wenn wir verurteilt werden sollten, untätig zu bleiben, während Fremde sich für die Befreiung unseres Vaterlandes schlagen. Wir haben alles versucht, um Anteil an dem Befreiungskampf zu gewinnen, überall sind wir von den unteren Truppenführern zurückgewiesen, man wolle keine Freischärler wie im Jahre 1849, haben sie uns sogar höhnisch gesagt, und vielleicht haben sie nicht unrecht, denn jene ungetreuten Elemente haben alles verdorben. Hätte der Herzog seine Fahne erhoben, wie ich ihn angefleht habe, so würden wir den rechten Platz gefunden haben, jetzt können wir nur in der preussischen Armee kämpfen, und, bei Gott, ich werde nichts unversucht lassen, um dahin zu gelangen, es wäre zu entsetzlich, wenn es einst heißen sollte, Schleswig und Holstein wurden von der österreichisch-preussischen Armee befreit, während wir feige und untätig zu Hause saßen. Gibt es doch,“ fügte er hinzu, „noch ein Mittel, um vielleicht dennoch zu dem Feldmarschall zu dringen.“

„Sieh da, er kommt!“ unterbrach ihn sein Genosse, während in plötzlicher Bewegung die Menge wieder vorwärts wogte.

In der That wurden Pferde vor das Haus geführt, die Schildwachen stellten sich neben der Thür auf und wenige Augenblicke darauf trat der greise Feldmarschall über die Schwelle der weitgeöffneten Hausthür.

Seine schlaffe, sehnige Gestalt zeigte noch die kräftige Festigkeit der besten Mannesjahre; er trug den schwarzen Ueberrock seines ostpreussischen Kürassierregiments mit dem hellblauen Kragen, auf dem greisen Haupt die weiße Mütze; ein Mantel mit niederge schlagenem Pelztragen hing leicht über seine Schulter; ein weißer Vollbart bedeckte den unteren Teil seines scharf markierten Gesichts mit den klaren, blühenden Augen.

Es war in diesem Feldzuge zum erstenmal den Truppen gestattet worden, den Bart ganz wachsen zu lassen, und auch der Feldmarschall hatte von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht, so daß seine Erscheinung vielleicht bei den Berlinern, unter denen der Vater Wrangel so vorzugsweise populär war, Aufsehen erregt haben würde.

Unmittelbar hinter ihm schritt der Major von Stiehle in der Uniform des Generalstabs, ein junger schlanker Mann mit einem feinen, geistvollen Gesicht, einige andere Stabsoffiziere und Adjutanten folgten.

Der Feldmarschall schwang sich leicht in den Sattel.

Fast in demselben Augenblick saßen auch die Offiziere und einige Armeegendarmen in ihren grünen Uniformen mit den blanken Stahlhelmen auf ihren Pferden und der Feldmarschall ritt, für den freudigen Begrüßungsruß, der ihm von allen Seiten entgegenschallte, durch freundliches Kopfnicken dankend, über den Platz hin, indem er mit der Hand winkte, daß die rings herandrängende Menge ihn Raum geben möge.

Noch hatte er den Kirchplatz nicht verlassen, als von dem Eingange des Fleckens her brausende Hurrarufe herüberschallten.

Zimmer näher drangen dieselben heran; die Armeegendarmen machten den Weg frei und in langem Galopp sprengte auf einem prachtvollen schaumbedeckten Pferde ein jugendlich schlanker Offizier in roter Husarenuniform, trotz des kalten Wintertages ohne Ueberrock, heran, von einigen Adjutanten und Generalstabsoffizieren gefolgt. Er parierte sein Pferd vor dem Feldmarschall und schien, die Hand an die Mütze gelegt, eine dienstliche Meldung zu machen.

„Das ist der Prinz Friedrich Karl,“ hörte man ringsum flüstern, und immer lauter erschallten die Hurrarufe unter den Soldaten und Zuschauern aus dem Volke. Man sah, wie der Prinz und der Feldmarschall sich einige Augenblicke unterhielten, dann erklang von dem andern Eingange des Fleckens nach der österreichischen Aufstellung hin ebenfalls lautes Jubelgeschrei.

Der Feldmarschall deutete mit der Hand nach jener Richtung und sprengte, während der Prinz sich an seiner linken Seite hielt, in kurzem Galopp dorthin.

Aber auch diesmal kam er nicht über den Kirchplatz hinaus, denn in wenigen Augenblicken traf er mit dem schnell herangaloppierenden Feldmarschallsleutnant von Gablenz zusammen.

Der berühmte österreichische General erschien in seiner schlanken, elastischen Gestalt, welche durch die so fleisame weiße Uniform noch mehr hervorgehoben wurde, trotz seiner neunundvierzig Jahre noch vollkommen jugendlich; sein schönes, vornehmes Gesicht war von einem militärisch gehaltenen dunklen Bart umrahmt; ein weiter Mantel hing um seine Schulter. Elegant parierte er sein Pferd und grüßte militärisch den Feldmarschall, der seine Meldung mit der verbindlichsten Artigkeit entgegennahm. Dann wendete er sich zum Prinzen Friedrich Karl, der ihm herzlich die Hand schüttelte, und langsam ritten die drei Heerführer dem Hause des Hauptquartiers zu.

Es war ein schönes militärisches Bild, die beiden jugendlich kräftigen Führer der österreichischen und preussischen Armee an der Seite des höchstkommandierenden greisen Feldmarschalls zu sehen, zugleich ein Symbol der einigen Kraft der beiden deutschen Großmächte, welche die sichere Bürgschaft bot, daß diesmal die Rechte der Herzogtümer wirklich zu zweifelloser Geltung gebracht und jeder fremden Einmischung gegenüber aufrecht erhalten werden würden.

So faßte es auch die Menge auf. Uebervältigend war der Jubel, welcher von allen Seiten brausend zum klaren Winterhimmel emporstieg.

Die drei Generale stiegen vom Pferde und traten noch einmal grüßend in das Haus des Hauptquartiers, um dort die Beschlüsse zu fassen, welche für die hochwichtigen und entscheidenden Ereignisse der nächsten Zeit bestimmend sein sollten.

„Komm,“ sagte der junge Mann, welcher vorher von seinem Gefährten mit dem Namen Friedrich angeredet worden war, „komm, laß uns in unsern Gasthof gehen, es ist die höchste Zeit, den entscheidenden Schritt zu thun; ich will an den Feldmarschall schreiben, heute noch muß ich ihn sprechen — morgen vielleicht schon kann der erste Kanonenschuß gefallen sein und dann wird es für uns zu spät.“

„Du glaubst,“ fragte der andere kopfschüttelnd, „daß das etwas helfen wird?“

„Ich hoffe es,“ erwiderte Friedrich, ihn schnell mit sich fortziehend; „es wäre entsetzlich, wenn es fehl schlage! Komm, jede Minute ist kostbar!“

Beide drängten sich durch die Menge und fanden nach einigem Suchen in einem kleinen, von Fremden fast überfüllten Wirtshaus ein Zimmer, in welchem es möglich wurde, einen Brief auf schnell gekauftem Papier zu schreiben.

Friedrich verschloß diesen Brief, ohne ihn seinem Genossen zu zeigen, und dann eilte er mit diesem wieder davon, um seinen Platz vor dem Hause des Hauptquartiers einzunehmen, das immer noch von einer dichten Menge umlagert wurde.

Die Beratung dauerte nicht lange.

Bald erschien, von dem Feldmarschall Wrangel bis zur Thür begleitet, der Prinz Friedrich Karl und der General von Gablenz.

Nach einem herzlichen Abschied trennten sie sich und sprengten nach verschiedenen Richtungen, abermals von dem Jubelruf der Menge begrüßt, auseinander.

Der Major von Stiehle stand vor dem Hause und sprach eifrig mit einigen Adjutanten, welche sich Notizen in ihre Brieftaschen machten.

„Jetzt gilt es, den Augenblick zu erfassen,“ sagte Friedrich, und schnell eilte er, sich rücksichtslos durchdrängend, über den Platz hin auf den Major von Stiehle zu.

Dieser sah den mit ehrerbietigem Gruß, den Hut in der Hand, zu ihm herantretenden jungen Mann verwundert und unwillig an.

Eine scharfe und kurze Zurückweisung schien auf seinen Lippen zu schweben, aber Friedrich hatte aus seiner Tasche eine Karte und den von ihm geschriebenen Brief hervorgezogen. Er reichte beides dem Major und sagte:

„Ich will nur einen Augenblick Ihre kostbare Zeit in Anspruch nehmen, Herr Major; ich bitte Sie nur, diesen Brief in die Hände des Feldmarschalls gelangen zu lassen — mein ganzes Leben lang werde ich Ihnen für Ihre Güte dankbar sein!“

Der Major hatte die Karte gelesen, der Ausdruck seines Gesichtes wurde freundlicher und sich artig verneigend sagte er:

„Und was wünschen Sie von dem Feldmarschall, Herr von Blomstedt? Ihr Name ist mir bekannt und ich freue mich doppelt, Sie heute hier in unserem Hauptquartier zu sehen. Kann ich selbst einen Wunsch Ihnen erfüllen, so bin ich gern dazu bereit.“

„Ich wünsche die Waffen zu tragen für mein Vaterland in den Reihen der preussischen Armee,“ erwiderte Friedrich, „das ist die Bitte, die ich schon verschiedenen Truppenkommandeuren verschiedentlich ausgesprochen habe und deren Erfüllung ich von dem Feldmarschall erhoffe.“

Herr von Stiehle schüttelte bedenklich den Kopf.

„Das wird schwer sein,“ sagte er, „es sollen keine Freicorps gebildet und keine Freiwilligen angenommen werden.“

„Es handelt sich nicht um ein Freicorps,“ sagte Friedrich, „ich will einfach preussischer Soldat werden. Würde man meine Meldung zum Eintritt in den preussischen Dienst im Frieden zurückweisen? Es haben ja viele meiner Landsleute schon früher im preussischen Dienst gestanden.“

„Ich kann nichts entscheiden,“ erwiderte Herr von Stiehle, „doch verspreche ich Ihnen, Ihren Brief dem Feldmarschall zu übermitteln, allein hier kann nichts darin geschehen; der Befehl ist gegeben, das Hauptquartier nach Rendsburg zu verlegen; in einer Viertelstunde geht der Feldmarschall dorthin ab, ich muß Sie bitten, Herr Baron, mich dort wieder aufzusuchen!“

Er verneigte sich artig, aber mit einer Miene, welche jede weitere Unterhaltung in diesem Augenblick ablehnte, und fuhr sogleich fort, den übrigen Offizieren seine Instruktion zu erteilen.

Friedrich eilte zu seinem Freunde zurück, der die ganze Scene in höchster Spannung beobachtet hatte.

„Es wird gelingen,“ rief er, „es wird gelingen — fort nach Rendsburg, dort erst soll ich die Entscheidung empfangen; wir müssen um jeden Preis dorthin — komm — komm!“

Wieder zog er seinen Freund fort.

Überall in allen Gasthöfen, in allen Häusern fragten sie nach einem Wagen und lange vergebens; endlich erklärte sich ein Landmann, welcher nach Bordesholm heringekommen war, bereit, sie für einen verhältnismäßig hohen Preis nach Rendsburg zu fahren.

Ohne zu zögern, zog Friedrich seine stark abgemagerte Börse und bezahlte mit einem Goldstück den geforderten Preis.

In fieberhafter Unruhe fuhren sie in dem kleinen, von einem starken Pferde gezogenen Wagen auf der Straße nach Rendsburg davon.

Noch nicht weit waren sie gekommen, als der Feldmarschall mit seinem Stabe auf der Straße dahinsprengte. Der Fuhrmann bog zur Seite fast bis an den Rand des Grabens.

Der glänzende militärische Zug flog vorüber.

„Schnell, schnell vorwärts!“ rief Friedrich, als der Fuhrmann in seinem gewöhnlichen langsamen Trab weiter fuhr; „ein Goldstück für jede halbe Stunde, die wir früher ankamen!“

Von dem gebotenen Preis angelockt, trieb der Fuhrmann sein Pferd an, das sich mit schwerem Schritt zu einer schnelleren Gangart bequeme, aber immer noch blieben sie weit hinter dem Zuge des Feldmarschalls zurück, von dem kaum noch eine in der Winterjonne funkelnde Staubwolke zu sehen war. Auf der ganzen sanft ansteigenden Ebene sah man die Truppenkolonnen vorrücken.

Schweigend und von innerer Unruhe verzehrt, fuhren die beiden jungen Leute, immer ihren Führer zu größerer Schnelligkeit antreibend, weiter.

Endlich erreichten sie die alte Stadt Rendsburg und fragten sich bei der die Straßen füllenden Menge nach dem Hauptquartier des Feldmarschalls durch, bei welchem bereits wieder daselbe militärische Leben sich entwickelte, wie in Bordesholm.

Ein eleganter Wagen stand bereit, von einem Feldpostillon geführt.

Friedrich und Bergen traten heran, um die Wache nach dem Major von Stiehle zu fragen.

In demselben Augenblick kam dieser selbst aus dem Hause.

„Ich bedaure,“ sagte er, Friedrichs Gruß artig, aber fast ungeduldig erwidend, „Ihre Sache ist nicht ver-
gessen und soll gewiß erledigt werden, aber Sie müssen bis morgen warten; ich habe Befehl, dem dänischen

Oberkommandeur die letzte Information zu überbringen. Kommen Sie morgen wieder, Ihr Brief ist in des Feldmarschalls Händen, ich werde Sie dann zu ihm führen.“

Er sprang in den Wagen und fuhr davon. So schmerzhaft Friedrich durch die neue Zögerung berührt wurde, so mußte er sich dennoch in das Unvermeidliche fügen.

Er suchte mit Bergen Unterkommen in einem bescheidenen Gasthof und bis spät in die Nacht hinein durchstrichen sie dann die Straßen, die einrückenden durchziehenden Truppen betrachtend und immer wieder die Möglichkeiten und Hoffnungen der Zukunft erörternd.

Der Major von Stiehele war inzwischen in die herabsinkende Nacht hinausgefahren.

Am frühen Morgen passierte er die feindliche Linie. Die dänischen Wachposten legten ihm keine Hindernisse in den Weg; er fuhr unauffällig durch die furchtbaren Verschanzungen des Danewerks und erreichte, vielfach von der Bevölkerung mit lautem Jubel begrüßt, endlich das unmittelbar neben dem Schlosse Gottorp gelegene Palais des Prinzen Friedrich von Roer, in welchem der General de Meza sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Außerordentlich artig, aber kalt zurückhaltend wurde der Major von dem dänischen Offizier empfangen und sogleich zu dem General geführt, den er in einem großen Zimmer des Palais vor einem mit Karten und Plänen bedeckten Tisch fand.

Der General Christian Julius de Meza, welcher vom Schicksal bestimmt war, in diesem Kriege den Ruhm und die Popularität, die er in seiner langen, pflichttreuen militärischen Laufbahn erworben hatte, zu verlieren, war damals einundfiebzig Jahre alt, die Haltung seiner schlanken, fast schwächlichen Gestalt war trotz ihrer militärischen Festigkeit bereits vom Alter gebeugt; sein geistvolles, stark gefurchtes Gesicht mit der langen Nase, den etwas tief liegenden, scharf blickenden Augen und dem kleinen Schnurrbart über den schmalen, festgeschlossenen Lippen war von noch dunklen Haaren umrahmt, welche ziemlich lang und gelockt von den Seiten der breiten Stirn herabfielen. Er trug die große dänische Generalsuniform mit dem Bande des Dannebrog und begrüßte den preussischen Offizier mit verbindlicher Artigkeit, befahl seinem Adjutanten, ihn auf sein Zimmer zu begleiten, und öffnete das von Herrn von Stiehele überreichte Schreiben des Feldmarschalls von Wrangel, in welchem dieser ihm anzeigte, daß er den Befehl erhalten habe, das Herzogtum Schleswig zu besetzen und die einstweilige Verwaltung zu übernehmen, mit dem Erlaube, ihn zu benachrichtigen, ob der dänische General Befehl habe, das Herzogtum Schleswig zu räumen und die dänischen Truppen aus den Grenzen desselben zurückzuziehen.

Der General zuckte sichtlich zusammen, als er dies Schreiben las. Er hob dasselbe so hoch, daß es sein Gesicht völlig bedeckte und stand eine Zeit lang schweigend da.

Dann faltete er das Papier zusammen, sein Gesicht zeigte kalte, ruhige Entschlossenheit und mit fast leisem Ton sagte er:

„Will der Feldmarschall Gewalt brauchen, nun wohl, hier stehen wir und sind bereit, ihn mit der Waffe zu empfangen.“

Der Major von Stiehele verneigte sich und sagte: „Ich habe Eurer Excellenz pflichtschuldigst zu bemerken, daß ich Befehl habe, mir eine schriftliche Antwort zu erbitten!“

Der General warf einen Blick auf seinen Adjutanten und sagte dann, sich kurz bestimmend:

„Wohl, Herr Major, die Sache ist so wichtig, daß sie der Ueberlegung bedarf. Ich werde sie reiflich überlegen; wollen Sie die Güte haben und eine kurze Zeit meine Gastfreundschaft annehmen?“

Einer der Adjutanten führte Herrn von Stiehele in ein Vorzimmer, schnell wurde ein Frühstück serviert und während desselben eine leichte Unterhaltung geführt, welche fast nur in höflichen Phrasen bestand und bei der kein Zuhörer den Gedanken an die verhängnisvolle Wirklichkeit hätte aufkommen lassen können.

In kaum einer halben Stunde wurde Herr von Stiehele wieder zu dem General geführt.

Dieser hielt ein Papier in der Hand. „Hier meine Antwort, Herr Major!“ sagte er. „Ich teile Ihnen dieselbe mit, damit Sie in voller Kenntnis der Sachlage zurückgehen.“ Mit ruhiger Stimme las er: „Der Unterzeichnete, der ebensowenig das Recht der preussischen und österreichischen Truppen, irgend einen Teil des dänischen Reiches zu besetzen, als die Folgerichtigkeit des dem Schreiben Eurer Excellenz vom 30. Januar beigelegten Dokuments nach seinem Inhalt anzuerkennen vermag, auch von seiner Regierung eine der Zustimmung Eurer Excellenz ganz entgegengesetzte Instruktion hat, steht bereit, jeder Gewaltthat mit den Waffen zu begegnen.“

Er blickte den Major von Stiehele fragend an. Dieser aber verneigte sich, ohne ein Wort zu sprechen. Der General versiegelte den Brief.

Herr von Stiehele empfing ihn mit militärischem Gruß und wurde von den dänischen Offizieren bis zu seinem Wagen geleitet.

Am Nachmittag traf er in Rendsburg wieder ein.

Der Feldmarschall las den Brief des Generals de Meza.

„Das freut mich,“ sagte er, „das ist gesprochen wie ein tapferer Mann, und es ist immer eine Freude, sich mit einem tapferen Gegner zu schlagen. Also jetzt vorwärts! Telegraphiren Sie das an die Truppenabteilungen — sie haben ja alle ihre Instruktionen, und ich höre schon das Hurrageschrei, wenn sie vernommen werden, daß es nun wirklich losgeht. Doch halt,“ sagte er, sich unterbrechend, in plötzlichem Ernst, „da habe ich zweierlei vergessen; erstens den lieben Gott, der überall das Beste thun muß, und zweitens habe ich nicht daran gedacht, daß man niemand etwas nachsprechen muß, und wäre es der alte Blücher selbst — es kann doch nicht zweimal einen Marschall Vorwärts geben. Jedes Wort hat seine Zeit, und wird es wieder hervorgeholt, wenn seine Zeit vorüber ist, so ist es stumpf wie ein altes Rasirmesser. Telegraphiren Sie an die Abteilungen,“ sagte er dann, sich kurz bestimmend: „In Gottes Namen drauf!“ Da hat der liebe Gott seine Ehre, die ihm zukommt. Drauf werden sie gehen, unsere braven Jungs, wie das Donnerwetter, und wenn sie mir mal den Marschall Drauf nennen wollen, so wird es mir freuen.“

Der Major hatte den Befehl in sein Notizbuch geschrieben. Bevor er hinausging, um die Depesche abzusenden, sagte er, dem Feldmarschall Friedrichs Brief und Karte überreichend:

„Ich habe diesem jungen Mann hier versprochen, seine Bitte an Eure Excellenz gelangen zu lassen. Ich weiß ja, daß Eure Excellenz gern alles anhört. Es versteht sich von selbst, daß ich den Bittsteller nicht ermutigt und ihm keine Hoffnung gegeben habe.“

Der Feldmarschall hatte einen Blick auf die Karte geworfen.

„Blomstedt?“ sagte er; „ich glaube, ich erinnere mir des Namens; ist das nicht einer von den emigrierten Dänen unter dem schleswigschen Adel?“

„Ganz recht, Excellenz, ganz recht, dieser junge Mann aber ist gekommen, um gegen die Dänen zu kämpfen.“

„Geht nicht, geht nicht,“ rief der General, „wir wollen keine Freiwilligen haben, genug daran von damals her!“

„Herr von Blomstedt wünscht in den preussischen Dienst zu treten,“ bemerkte der Major.

„So, so,“ sagte der Feldmarschall; „nun, das wäre vielleicht etwas anderes, aber ich mag's doch nicht; es taugt nicht, fremde Elemente in die Armee aufzunehmen. Nun machen Sie, daß der Befehl abgeht, und schicken Sie mir den jungen Menschen hieher.“

„Zu Befehl, Excellenz!“ sagte Herr von Stiehele und ging hinaus.

Vor der Hausthür fand er Friedrich, welcher seine Rückkehr ungeduldig erwartet hatte und ihm sogleich entgegen trat.

„Der Feldmarschall will Sie hören, das ist alles, was ich für Sie thun konnte; führen Sie Ihr Wort gut,“ sagte Herr von Stiehele.

Er sprach einige Worte mit einem Offizier und dieser führte Friedrich, dessen Herz gewaltig klopfte, die Treppe hinauf bis in das Vorzimmer des Feldmarschalls.

Auf die Meldung des dienstthuenden Adjutanten wurde Friedrich sogleich in das Kabinett des Feldmarschalls geführt.

Der alte Wrangel musterte ihn mit seinen scharfen grauen Augen vom Kopf bis zu den Füßen und schien mit dem Eindruck seiner Beobachtung zufrieden zu sein, denn ein gewisses Wohlwollen zeigte sich auf seinen Zügen.

„Nun,“ sagte er, „Sie sind also der Herr Baron von Blomstedt? Hängen Sie mit demjenigen dieses Namens zusammen, von dem man mir erzählt hat, daß er ein so wütender Däne sei?“

„Ein Däne ist mein Vater nicht, Excellenz,“ erwiderte Friedrich, „er ist ein guter Deutscher, aber er hat über das Erbrecht in unseren Herzogtümern andere Ansichten als ich. Mir ziemt es nicht, über meines Vaters Ansicht zu urteilen, und daß dieselbe meiner Ueberzeugung entgegensteht, beweist, wie ich denke, die Bitte, welche ich mir erlaubt habe, an Eure Excellenz zu richten.“

„Was Sie da von Ihrem Vater sagen,“ erwiderte der Feldmarschall, „darin haben Sie recht: die Kinder sollen über die Eltern nicht urteilen. Ich habe da Ihren Brief gelesen, den mir der Major von Stiehele gegeben,“ fuhr er fort; „das ist alles recht gut und schön, aber das wird nicht gehen, ich kann Ihnen nicht in die preussische Armee einstellen, Sie sind ja doch nicht Preuße und dann haben Sie ja auch gar keine militärische Ausbildung. Was soll man mit so einem jungen Herrn anfangen, der noch nicht einmal weiß, ob er mit dem rechten oder linken Fuß antreten soll?“

„Excellenz,“ rief Friedrich, „das alles wird sich finden, das läßt sich lernen, schnell lernen bei gutem Willen; eins aber weiß ich und verstehe ich, und das scheint mir die Hauptsache zu sein für einen Soldaten im Augenblick des Kampfes — dies eine das ist die alte Regel aller großen Feldherren und aller großen Soldaten: da steht der Feind und nun drauf! Und drauf werde ich gehen, Excellenz, das schwöre ich Ihnen, wie der älteste Soldat, und an den Feind werde ich kommen, ob ich nun mit dem rechten oder linken Fuß antrete.“

„Drauf,“ rief der Feldmarschall, indem er freundlich in das bewegte Gesicht Friedrichs blickte, „da haben Sie ein gutes, ein vernünftiges Wort ausgesprochen, junger Herr, das habe ich heute auch schon gesagt, das klingt in diesem Augenblick laut wider in allen Quartieren der Armee, und morgen wird es den Dänen entgegenklingen aus den Kehlen unserer Soldaten und aus unseren Geschühen. Nun,“ sagte er, plötzlich in einen väterlichen Ton übergehend und dem jungen Mann kräftig auf die Schulter klopfend, „weil Du da mit dem alten Wrangel auf dasselbe Wort gekommen bist, mein Sohn, da muß ich wohl Deine Bitte erfüllen. Ich nehme Dir an als preussischer Soldat, aber, verstehst Du wohl, als ganz gemeinen Rekruten, und zwischen den Gefechten mußt Du Dir Mühe geben, das Erzerzieren zu lernen. Aber Du sollst auf Avancement dienen dürfen; wenn Du Dir gut führst, so soll Dir der Weg offen stehen, um Dir würdig zu machen, daß ich Dir Seiner Majestät zum Offizier vorschlagen kann.“

„Dank, tausend Dank, Excellenz!“ rief Friedrich, indem er glückselig des Feldmarschalls Hand küssen wollte, die dieser aber schnell zurückzog. „Schelten Sie mich nicht unbescheiden, Excellenz,“ fuhr Friedrich fort; „ich habe noch eine Bitte, die ich auszusprechen wage, nachdem Sie schon so gnädig für mich waren. Ich habe einen Freund, der wie ich für unser Vaterland glüht, der wie ich sich sehnt, unter der ruhmreichen preussischen Fahne für unsere Befreiung zu kämpfen. O, ich bitte Eure Excellenz, erweisen Sie ihm dieselbe Gunst wie mir, lassen Sie auch ihn in die preussische Armee treten und die Waffen für sein Vaterland tragen!“

„Nun,“ sagte der Feldmarschall, „man muß nichts halb thun, heute sollst Du mit mir zufrieden sein, mein Sohn; so ernenne ich Dir hiermit zum preussischen Soldaten; Dein Freund soll auch angenommen sein.“

„Und noch eins,“ sagte Friedrich, „erlauben mir Eure Excellenz, den Namen Blom, unter dem ich mich hier verborgen habe, weiter zu führen. Ich darf wohl für mein Vaterland mein Leben einsetzen, aber nicht möchte ich meinem Vater feindlich gegenüber stehen.“

„Auch das soll geschehen, wie Du es willst, mein Sohn, es gefällt mir, daß Du auch Deine kindliche Pflicht gegen Deinen Vater nicht vergessen willst; wer die Eltern ehrt, ehrt Gott, und wer Gott ehrt, wird auch seinem König treu dienen.“

Er setzte sich an einen Schreibtisch und schrieb einige Zeilen auf einen großen Bogen.

„Wie heißt Dein Freund, mein Sohn, für den Du gebeten hast?“

„Bergen, Excellenz, er ist Student der Theologie.“

„Das freut mich,“ sagte der Feldmarschall, weiter schreibend; „wer für eine gute Sache tapfer seine Waffe führt, der wird einmal auch ordentlich und richtig Gottes Wort lehren und nicht heucheln und duckmäulern.“

Er faltete das Papier zusammen und drückte ein großes Siegel darauf.

„Hier,“ sagte er, „such mit Deinem Freund den General von Kanstein auf, er wird euch bei einem von seinen brandenburgischen Regimentern einstellen, und nun geh mit Gott, mein Sohn,“ fügte er hinzu, Friedrich mit väterlicher Herzlichkeit auf die Schulter klopfend, „geh mit Gott und thu Deine Schuldigkeit!“

Friedrich wagte nicht mehr zu sprechen, da die Worte des Feldmarschalls seine Entlassung enthielten; nur der Blick, mit welchem er den greisen Feldherrn ansah, drückte seine ganze begeisterte Dankbarkeit aus.

Im Vorzimmer begegnete er dem Major von Stiehele.

„Wie hat's gegangen?“ fragte er freundlich.

„Ich habe die Ehre,“ sagte Friedrich glückselig, indem er sich militärisch aufstellte und die Hand an die Stirn legte, „mich dem Herrn Major als preussischen Rekruten vorzustellen!“

„Ich wünsche Ihnen Glück,“ sagte Herr von Stiehele herzlich; „ich hoffe, daß Sie meine Anerkennung auf dem Felde der Ehre verdienen werden!“

Friedrich stürmte davon und flog nach seinem Gasthof. Hoch schwenkte er das Papier in der Hand und schloß Bergen in seine Arme, indem er ihm mit kurzen, abgebrochenen Worten das Geschehene mitteilte.

Sie fanden nach einiger Mühe einen Wagen und fuhren in die sternklare Nacht hinaus nach der Richtung hin, in welcher, wie man ihm mitgeteilt, die Quartiere der Brigade Kanstein lagen, während rings umher die Hurrarufe und die frohlichen Kriegslieder der Soldaten durch die frische Winterluft klangen; denn überall schon war des Feldmarschalls Befehl bekannt geworden, überall hallte es in aller Herzen wider:

„In Gottes Namen drauf!“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der wirkliche Krieg war ausgebrochen, die Regierung in Kopenhagen hatte allen Rathschlägen der befreundeten Großmächte zähe und eigensinnige Ablehnung entgegen-gesetzt. Die verbündeten Armeen waren in Schleswig eingerückt; die echnen Würfel rollten über die Felder, welche sonst um die Zeit des erwachenden Frühlings sich mit grünen Hügeln geschmückt hatten. Dann freilich begann der Feldzug anders, als man es in Kopenhagen und

auch wohl im Hauptquartier der deutschen Armee erwartet haben mochte.

Die furchtbare Stellung der Danewerke lag den Einrückenden gegenüber. Man erwartete einen hartnäckigen, lange dauernden Kampf, welcher nach der Hoffnung des Volks und der Regierung in Kopenhagen, selbst wenn die

starken Positionen genommen wurden, dann auch die verbündeten Armeen gewaltig erschüttert haben und ihren weiteren Vormarsch auf lange Zeit aufhalten mußte. Aber es kam anders.

Die preussischen und österreichischen Truppen rückten unaufhaltsam vor. Bei Wismunde fiel der erste Schlag

von der preussischen Artillerie unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl; bei Jagel und Oberfell schlugen die Oesterreicher siegreich unter dem General Graf Conbre-court, und die Dänen mußten sich hinter ihr Danewerk zurückziehen.

Dies entmutigte weder die Regierung noch die Truppen;



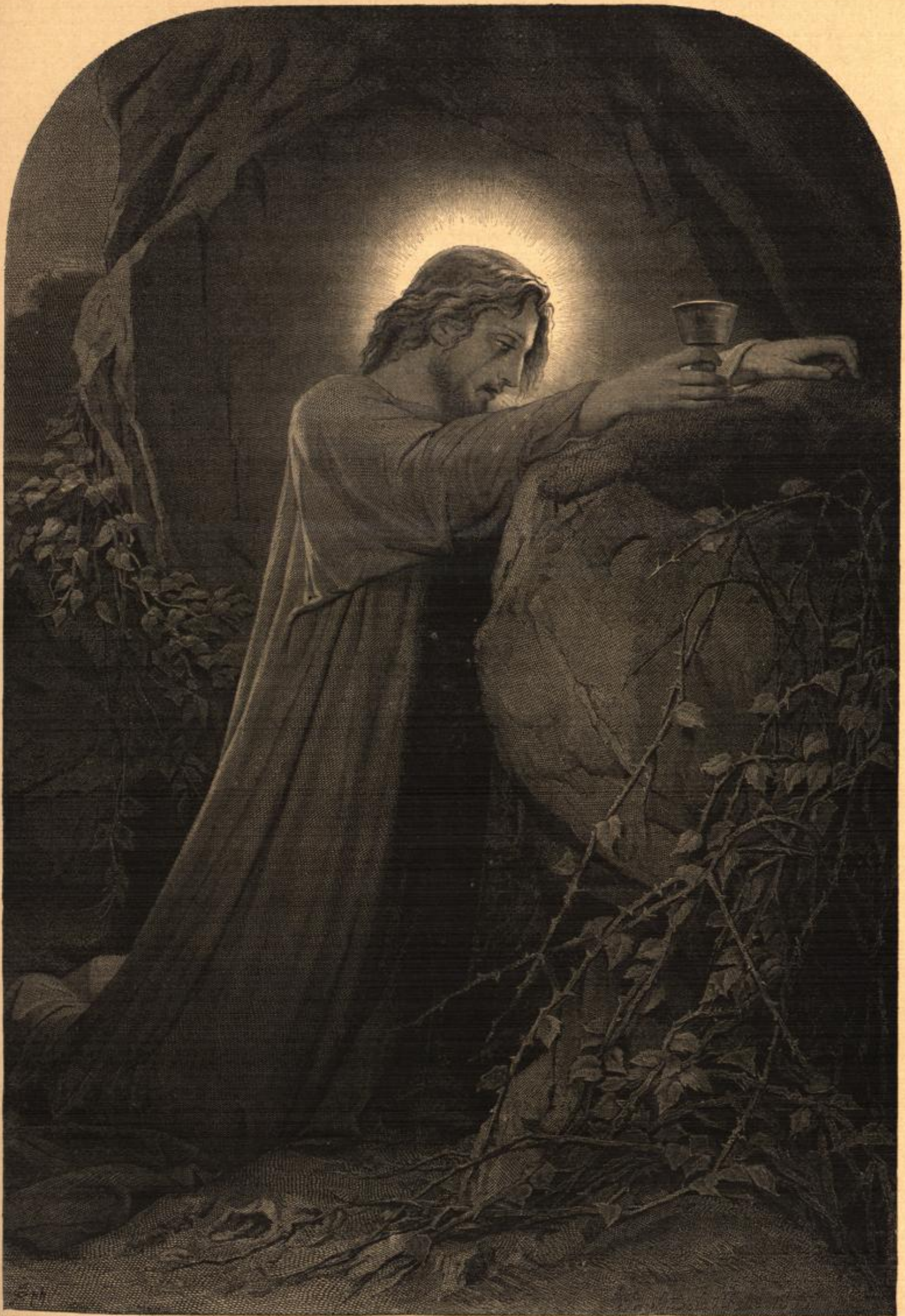
Der Turmbau zu Babel. (S. 473.)

Aus der „Prachtbibel“ mit Originalzeichnungen von Gustav Doré (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart).

es lag gewissermaßen in der natürlichen und notwendigen Entwicklung des Feldzuges, daß die Dänen nach kurzen Vorgefechten ihre Hauptwiderstandskraft in den gewaltigen Befestigungswerken suchen mußten, welche ihnen eine so große Ueberlegenheit über die Angreifer sicherten. Man erfuhr durch die preussischen und österreichischen Vorposten, daß der König von seinem Ministerpräsidenten, dem Bischof

Monrad begleitet, bei der Armee gewesen und dort von seinen tapferen Soldaten mit jubelnder Begeisterung empfangen worden sei, und man war auf einen schweren Kampf gegen die mächtige Stellung des Feindes gefaßt. Da aber geschah das Unerwartete: Einen Tag nach der Abreise des Königs von der Armee wurde von den Vorposten gemeldet, daß eine außerordentliche Bewegung in

der dänischen Armee bemerkbar werde. Man glaubte, daß diese Bewegung durch die Verteidigungsvorbereitungen veranlaßt worden sei, und am 5. Februar wurden die Vorposten bis auf zweitausend Schritte an die feindlichen Werke vorgeschoben. Man rechnete darauf, daß der Sturmangriff etwa am siebenten unternommen werden könne, da traf um Mitternacht des 5. Februar bei dem



Christus am Calvarie. Gemälde von Paul de la Roche. Nach einem Stich im Verlag von Bouffod, Baladon & Co., vorm. Goupil & Co. in Paris.

Feldmarschalllieutenant von Gablenz ein Offizier vom österreichischen Infanterieregiment Corronini mit der Meldung ein, daß abends ein Parlamentär bei den Vorposten angekommen sei, der um Einstellung der Feindseligkeiten für den Morgen des nächsten Tages gebeten habe, um die auf dem Felde liegenden Toten abzuholen und zu begraben.

Der Feldmarschall genehmigte diese Bitte und versprach, daß am andern Morgen von sechs bis acht Uhr auf die Sanitätskolonnen der Dänen nicht geschossen werden solle.

Als der österreichische Offizier mit dieser Nachricht zurückkehrte, fand er den Parlamentär, der ihn bei den dänischen Vorposten hatte erwarten wollen, nicht mehr vor; auch die Posten waren zurückgezogen, und als er noch weiter vorritt, kamen ihm Schleswiger Bürger entgegen, welche ihm mitteilten, daß die dänische Armee schon um ein Uhr nachts das ganze Danewerk geräumt habe und sich im schnellsten Rückzuge über Schleswig hinaus befände.

Die Nachricht bestätigte sich, und als auf diese Meldung hin die ganze verbündete Armee vorrückte, waren die ganzen Danewerke unbesezt und nichts stand dem Einmarsch in Schleswig mehr entgegen.

Die Dänen hatten ihre erste so furchtbare und gefährliche Verteidigungslinie des Danewerks aufgegeben, und ihr schleunigst in tiefer Stille angetretener Rückzug bewies, daß sie ihre Verteidigungskraft an der Duppelstellung konzentrieren wollten. In der verbündeten Armee, welche auf einen ruhmvollen Kampf gehofft hatte, herrschte fast Niedergeschlagenheit über diesen unblutigen Erfolg und es begann die Befürchtung aufzutreten, daß abermals die diplomatischen Verhandlungen den begonnenen Waffengang unterbrechen möchten.

In Kopenhagen erhob sich ein Sturm der Entrüstung, man sprach öffentlich von Verrat und ein langes, in ehrenvoller Pflichterfüllung hingebrachtes Leben schützte den General de Meza nicht vor dem schwersten Vorwurf, der einen tapferen und braven Soldaten treffen kann und den in verhängnisvoll bewegten Zeiten gerade die demokratische Menge bei jeder unglücklichen Wendung sogleich zu erheben bereit ist, wie dies auch später im Jahre 1870 in Frankreich stattfand. Der General de Meza wurde auf das Geschrei der Menge hin des Oberbefehls enthoben und zunächst der General von Lüttichau und später der General von Gerlach an seine Stelle gesetzt.

Der brave General starb bald darauf in einsamer Zurückgezogenheit, und doch hatte er unter dem Einfluß einer absolut zwingenden militärischen Notwendigkeit gehandelt: seine Streitmacht war vollkommen ungenügend, um die so weit ausgedehnten Danewerke zu halten, sie mußten fallen, und dann wäre die einzige Armee, welche Dänemark besaß, verloren gewesen, während er die Schanzen bei Düppel vollständig besetzen konnte.

Die Anerkennung, welche ihm die eigenen Landsleute versagten, fand er bei den Gegnern ebenso wie es später dem französischen Marschall Bazaine erging.

Zimmer weiter rückte die verbündete Armee siegreich vor. Die ruhmwürdigen Kämpfe derselben gehören der Geschichte an. Immer von neuem kamen von den Großmächten Mahnungen zur Nachgiebigkeit nach Kopenhagen. Die englische Regierung schlug eine neue Konferenz in London vor. Man war dort plötzlich sehr geneigt, die Verfassungsrechte der Herzogtümer anzuerkennen und zu schützen, um wenigstens das im Jahre 1852 festgestellte Erbrecht der Gesamtmonarchie zu retten; aber die Verblendung der herrschenden demokratischen Partei in Kopenhagen machte jede Vermittlung unmöglich. Immer noch glaubte man, daß die Mächte es nicht zum Äußersten kommen lassen und noch im letzten Augenblick gegen eine Vergewaltigung Dänemarks eintreten würden.

So nahmen denn die Ereignisse ihren verhängnisvollen Fortgang und die Verbündeten trieben die Dänen überall auf dem freien Felde siegreich vor sich her, bis sie dieselben in die feste Stellung der Düppeler Schanzen vollständig eingeschlossen hatten.

Am 29. März wurde die erste Belagerungsparallele gegen die Schanzen eröffnet und, nachdem die Belagerungsarbeiten genügend vorgeschritten waren, wurde endlich auf den 18. April der Sturmangriff festgestellt.

Am Nachmittage des siebenzehnten lagen die zu den Sturmkolonnen bestimmten Truppenteile gedeckt hinter den Belagerungswerken. Es herrschte ringsum eine verhältnismäßige Ruhe, als ob die Kriegesfurie sich besänftigen wolle. Die Kanonade, welche von beiden Seiten in der letzten Zeit ziemlich heftig unterhalten worden war, schwieg fast ganz und nur von Zeit zu Zeit fiel von hüben und drüben her ein Schuß.

Ein heiteres Leben herrschte bei der zum Angriff auf die zweite Schanze bestimmten Sturmkompanie vom fünfunddreißigsten Regiment. Die Gewehre waren zusammengestellt, hinter den Deckungen lagen die Soldaten auf Strohbündeln, teils in lauter ruhiger Unterhaltung, teils in leise geführten Einzelgesprächen.

Die Offiziere saßen seitwärts beisammen. Man aß, was man gerade bei sich hatte. Der eine oder der andere teilte besonders gute Bissen mit seinem Freunde. Man sprach den Feldflaschen zu und auch die Offiziere nahmen

es mit freundlichem Dank auf, wenn einer der Soldaten ehrerbietig aufstand und doch mit jener Vertraulichkeit, welche das Kriegesleben trotz der strengen Disziplin zwischen Vorgesetzten und Untergebenen entstehen läßt, auf ihr Wohl trank.

(Fortsetzung folgt.)

Wie in Amerika Musik gemacht wird.

Von

Max Lorching.

(Alle Rechte vorbehalten.)



Der Angloamerikaner ist bekanntlich auf musikalischem Gebiet sehr wenig selbstthätig, und was er auf demselben schafft, taugt in der Regel nicht viel. Zur Verherrlichung des hundertjährigen Geburtstages der Republik im Jahre 1876 wurde R. Wagner angefordert, den Festmarsch zu komponieren, weil man den einheimischen Tonschreibern nicht traute, und die vor kurzer Zeit offiziell als solche erklärte Nationalhymne der Vereinigten Staaten rührt ebenfalls von einem Deutschen her. Und klingt es nicht wie eine Ironie des Schicksals, daß derjenige, der den Anstoß zu dieser amtlichen Feststellung gegeben hat, kein anderer war, als unser Erbfeind par excellence, der Revanche- und Reklame-general Boulanger?

Die Sache verhält sich nämlich folgendermaßen. Als der gefeierte Held des „cave concert“ noch den Posten eines Kriegsministers bekleidete, ersuchte er die Bundesregierung in Washington, ihm die Partitur des eigentlichen amerikanischen Nationalliedes zu überlassen, damit daselbe bei vor kommenden Gelegenheiten in Frankreich gespielt werden könne. Die Frage wurde als Sachverständigen dem Dirigenten der Marinekapelle in der Bundeshauptstadt überwiesen. Dieser verwarf den „Yankee Doodle“, weil er 1755 von einem Deutschen, Dr. Schadsburg, Stabsarzt in der britischen Armee, zur Verpottung der kolonialen Rekruten eingeführt worden war, demnach gerade das Gegenteil von einer Volkshymne sei — eine Satire auf die damaligen amerikanischen Soldaten. Später begeisterte der Gassenhauer die guten Farmer in Lexington so, daß sie ihn als Nationalhymne annahmen. Das berühmte „Star Spangled Banner“ wurde von Dr. Arns, einem Engländer, in Rußland gesetzt, eignete sich also ebenfalls nicht zum offiziellen Ausdruck des Patriotismus. Der Kapellmeister entschied sich nun für „Hail Columbia“, das ursprünglich „The President's March“ hieß und zu Ehren George Washingtons von einem Deutschen Namens Fykes komponiert ward, der zu jener Zeit das Orchester eines New-Yorker Theaters leitete. Das Lied hat denn auch General Boulanger zugeschiedt erhalten.

Und so begrüßen wir denn überall in Amerika die Deutschen als Hauptvertreter des Reiches der Töne, in den großen Städten wie in den kleinen ländlichen Ortschaften. Die Listen der berühmtesten Orchester, zum Beispiel des philharmonischen in New-York, weisen mindestens neunzig Prozent deutscher Namen auf, die Straßentapellen, die nicht selten in irgend einer imitierten preußischen Uniform stecken, bestehen durchweg aus unseren Landsleuten, die allermeisten und in allen Fällen die besten Gesangsvereine sind germanisch und die ihnen entsprechenden angloamerikanischen sogenannten „gleo clubs“ können sich mit jenen auch nicht im entferntesten messen. Die deutsche Oper hat nach langen Kämpfen die italienische gänzlich aus dem Felde geschlagen und beherrscht die prachtvollen Räume des „Metropolitan Opera-house“ in New-York, welches sich die dortigen Millionäre erbaut haben und ebenso freigebig subventionieren, wie der europäische Monarch das feine. Und die Sänger und Sängerinnen, die jene Magnaten der Finanzwelt an ihre Institute berufen, die brauche ich nicht erst zu nennen, der Deutsche kennt sie. In der vierten Straße der Hudsonstadt — dort sind die Straßen nummeriert — findet sich zu gewissen Zeiten die „Musikbörse“ zusammen, wo die Dirigenten sich ihre Musiker aussuchen, es ist eine Menge mit einem babylonischen Sprachen durcheinander, und doch ist es eine, die überall vorräthig, überall, soweit des Deutschen Zunge klingt. In der nämlichen Straße ist das Vereinshaus der amerikanischen Musiker und Musikerverbände, es trägt den Namen „Hörsendel“. Der heruntergekommene „Hoffänger“, der zur alten, verstimmtten Gitarre vor den Dienstmäßen konzertriert, ist ein Deutscher, die ersten Pianofirmen und sonstigen Instrumentenmacher sind teutonischen Ursprungs. Die riesige Jubiläumstrommel und der tiefgroßende preisgekrönte Brummboß der Philadelphiaer Weltausstellung gingen aus den Werkstätten unserer amerikanischen Stammesbrüder hervor.

Auch das deutsche Lied herrscht auf dem jenseitigen Ufer des atlantischen Ozeans. Wie oft fuhr ich von einem der zahlreichen Seebäder zurück über das mondberglante Meer, und aus tausend Stimmen erschallte es durch die feistliche Sommernacht: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“, oder: „Wer hat dich, du schöner Wald“, obgleich nirgendwo auch nur eine Idee von einem Ufer oder einem Baum zu erblicken war! Die Weihen von Strauß und von Willöder pfeifen die Jungen auf der Straße und trillern die Familienprimadonnen im Parlor; der blaurotliche Polizist verfährt, seine Kunde abschreitend, diejenigen, die es hören wollen: „Ich hab' sie ja nur auf die Schulter geklopft“, und gar mandelmal mußte ich über den schwarzen, dicklippigen Plänen von Zeitungsverkäufer laufen, der sich auf dem New-Yorker Pflaster durch das der Situation höchst angemessene Lied bemerkbar zu machen suchte:

Du mußt nach Lindenau.
Da ist der Himmel blau —

Wie schwer ist es dagegen dem einheimischen Komponisten, sich einzubürgern oder nur einigermaßen Geltung zu verschaffen! Die Lieder, mit welchen er den Musikverleger überschwemmt, wie der sentimentale Frühlingsdichter den Redakteur, wandern in den Kassen, wo sie stumm ihres Sängers harren, daß er sie zurückhole. Es gibt auch Enthusiasten, die den Druck ihrer klangreichen Gefühlsorgüsse bezahlen und sie dann in Selbstverlag nehmen, aber ihr einziger Lohn ist die Befriedigung,

ihrer Eitelkeit, sich gedruckt zu sehen. Angloamerikanische Tonsetzer, die durch ihre Lieder im Volke festen Fuß gefaßt haben, so daß jede neue Schöpfung von ihnen mit Jubel begrüßt wird, die sich eines nationalen Ruhmes erfreuen, hat die gegenwärtige Generation wenigstens nicht. Hin und wieder erfindet wohl jemand eine Weise, die einen durchschlagenden Erfolg hat, aber selten gelingt es ihm ein zweitesmal. So erging es dem Sänger von „Silver threads among the gold“ (Silberfäden zwischen dem Gold), der, süßen Weines oder wohl eher Whistys voll, die Melodie erfand, die ihren Siegeszug durch die ganze Nation antrat. Nachher glückte ihm nichts mehr, weder in nüchterner Laune, noch wenn er sich einen Rausch trank, hoffend, in ihm abermals den Zauber Schlüssel zum Reich der Töne zu entdecken. Die meisten amerikanischen Balladen verbreiten sich nicht durch ihren eigenen, ihnen innewohnenden Wert, sondern sie werden von den Minstreln unter das Volk gebracht, welche sie auf ihren Wanderrügen durch das Land singen, verkaufen und vertreiben. Und auch dabei sind sie häufig auf deutschen Beistand angewiesen, wie der geringste Leser erfahren wird, wenn er mich auf einem Besuch begleiten will.

Ich führe ihn in ein Haus an der Bowery, einer der Hauptverkehrsadern der Millionenstadt am breiten Hudson. Wir treten in ein hübsch möbliertes, freundliches Zimmer; rechts steht ein Piano, links lehnt in der Ecke ein Violoncello. Ein kleiner Mann mit einem Wust blonden, wirren Haarses sitzt, einen Zirkelstift in der Hand, an einem mit Notenpapier bedeckten Tisch. Zuweilen schaut er sinnend zur Decke empor, streicht dann mit der Linken die buschigen Locken zurück und schreut von neuem. Hin und wieder springt er plötzlich auf, wirft sich mit beiden Händen das Haar aus der Stirn und läßt sich auf den Pianofessel fallen. Rasch gleiten seine Finger über die Tasten, auf denen er einige Minuten lang wütend herumtrommelt, darauf nimmt er wieder Platz und schreibt mit einem wahren Feuersifer Noten.

Als er uns gewahrt, nickt er uns gutmütig zu und sagt: „Entschuldigen Sie einen Augenblick, aber ich muß es rasch aufschreiben, sonst vergesse ich es wieder.“

Einige Sekunden pfeift und summt er vor sich hin, hüpfst wieder auf den Pianofessel, raft noch einmal über die Tasten, wirbelt sich wie der Blitz herum, setzt sich und malt mit verdoppelter Hast Notizen auf das vor ihm liegende Papier.

„So“, schließt er mit zufriedenen Lächeln, „das ist ein Lied, welches zum mindesten ein Jahr hindurch in ganz Amerika gesungen werden wird. Ich habe es für eine berühmte, erstkomische Sängerin komponiert. Sie gehört zu den besten in ihrer Kunst, was allerdings nicht viel sagen will. Aber sie hat ein hübsches Rußland weg, versteht sich auf den Vortrag und weiß sich zu kleiden. Die Sache wird sich schon machen.“

In diesem Moment erscheint im Rahmen der Thüre die Gestalt eines Mannes an einem der New-Yorker Variététheater. Er raucht eine lange Cigarre, hat ein glattrasiertes Gesicht und zeigt das Lächeln eines Mannes, der mit sich und seiner Lebensstellung zufrieden ist. Er trägt einen Stod mit diadem silbernen Knopf, spiegelblank gewichene Stiefel, Kragen und Manschetten in Bunt, einen hellen Anzug, ein Sackut von schillernder Seide in der Brusttasche, einen mächtigen Amethystring an der linken Hand und einen hohen grauen Cylinder, der sich ein wenig zum linken Auge hinneigt. Jedes Kind kennt den modernen Gesangs-komiker, den es unzähligmale auf riesigen Anschlagzetteln abgemalt erblickt hat.

Freundlich nickt er uns und dem „Professor“ zu, macht eine gräßliche Handbewegung und wirft sich in einen Stuhl. „Guten Tag, meine Herren!“

Das blonde Männchen wird gar nicht müde, dem neuen Gast die Hand zu schütteln, der nach einigen Zügen aus seiner Cigarre folgendermaßen beginnt: „Jetzt endlich habe ich die ver-mischte Melodie gepakt, mein Sohn, und nun aufgepaßt! Seit zwei Wochen pult sie mir im Kopf herum, und ich bin fest entschlossen, mit ihr die Saison zu eröffnen. Oha! Grün und gelb werden die Kollegen vor Neid, wenn sie das hören. Ich will sie Ihnen jetzt vorsingen, Professor, Sie schreiben sie schwarz auf weiß, arrangieren sie für Orchester und Piano und schicken sie mir morgen früh nach dem Theater.“

Jetzt verstehen wir das an der Wand hängende Schild: „Airs taken down from the voice instantaneously“ (Noten-dien sofort nach der Stimme niedergeschrieben).

Der Mann mit dem neuen Liede erhebt sich von seinem Sitz und schreitet langsam das Zimmer auf und ab, während der Professor damit beschäftigt ist, sich sein Schreibmaterial zurecht zu legen. Um seine ganze Kraft, die Lust und auch den Schmerz, zusammenzunchmen und auf den einen Gegenstand zu richten, zieht ersterer den Rock aus, legt ihn sorgfältig über die Stuhl-lehne, zündet sich eine frische Cigarre an und beginnt abermals die Stube auf und nieder zu wandern.

„Also, nun aufgemerkt, daß kein Ton Ihnen entgehe, Professor!“ ruft er aus und singt erst leise vor sich hin. „Ich hab's!“ jubelt er plötzlich, stellt sich in theatralischer Pose auf und legt mit Stentorsstimme los. Schön ist sein Organ eben nicht, dafür aber stark, ungeheuer stark, es erfüllt das Haus vom Giebel bis zum Keller und überbrüllt zuweilen das Rauseln der Hochbahn draußen. Er schmettert aus voller Kehle, und wir sehen es ihm an, daß er über die Sieghaftigkeit seiner Melodie gar keinen Zweifel hegt.

„So“, pausiert er, nachdem er die vierte Strophe beendet hat, um sich zu verpuffen, „das ist famos und wird der ganzen Sippe vom Theater den Kopf schwindelig machen, das können Sie nicht überbieten.“

Der Professor hat mittlerweile mit der Rechten eifrig geschrieben und mit der Linken sich nicht minder eifrig die langen blonden Haare aus dem Gesicht gestrichen. „Wenn es Ihnen recht ist“, bemerkt er höflich, „so singen Sie mir es noch einmal vor, aber langamer.“

„Natürlich, dazu bin ich ja hier.“

Und abermals nimmt er die nämliche Attitude in der Mitte des Zimmers ein und wiederholt alle vier Strophen mit einer Berge, als stände er vor zweitausend Zuschauern. Der Professor springt behende empor, setzt sich auf den Pianofessel, spielt erst ein kleines Präludium und dann mit vielem Ausdruck die neue Melodie unter volltönender Begleitung.

Der Schauspieler sitzt aufrecht da und schaut, die Hände auf

die Kniee gestützt, unverwandten Blickes nach dem Piano hin. „Ist das nicht hochlegant?“ fragt er den Blonden, nachdem dieser geendet. „Welches ist Ihre Ansicht?“

Der Professor stimmt ihm vollkommen bei. „Recht acht Dollars als Honorar in die Tasche und verspricht, das Arrangement für das Piano und für acht Orchesterinstrumente nächsten Mittag um zwölf Uhr nach dem Theater zu senden.“

„Ich bin der einzige in Amerika“, erklärt der Professor, nachdem der Sänger fort ist, „der dieses Geschäft zur Spezialität macht. Nur wenige Mimen der Variétébühnen sind im Stande, eine Note von der andern zu unterscheiden, aber sie haben oft musikalische Ideen, dann kommen sie zu mir und ich arrangiere es ihnen so, wie Sie es mit ansahen. Eine lange Erfahrung liegt hinter mir, ich habe meine Studien unter Gustav Schilling, dem Direktor des Konservatoriums zu Stuttgart, gemacht und 1866 absolviert und bin von Karl Anshütz in der Harmonielehre und von Karl Meyerhofer im Kontrapunkt unterwiesen worden. Ich darf daher wohl behaupten, daß ich befähigt bin, für dieses Fach der dramatischen Kunst die Musik zu besorgen.“

„Und sind die Melodien, die Ihnen hier vorgetragen werden, etwas wert? Besitzen sie eine gewisse Ursprünglichkeit?“

„Von irgendwelcher Originalität ist wohl nicht die Rede, im Gegenteil, sie klingen einander meist zum Verzweifeln ähnlich oder sind nur Variationen bekannter Weisen. Das Schlingeling des Tingeltangels!“

Der Turm zu Babel.

(Bild S. 470.)

„Es hatte aber alle Welt einerlei Sprache und Sprache. Da nun die Söhne Noahs gegen Morgen zogen, fanden sie ein eben Land im Lande Sinear und wohnten dafelbst. Und sie sprachen unter einander: Wohlauf, laßt uns Ziegel streichen und brennen! Und nahmen Ziegel zu Stein und Thon zu Kalk, und sprachen: Wohlauf, laßt uns eine Stadt und Turm bauen, deß Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen; denn wir werden vielleicht zerstreut in alle Länder.“ Da fuhr der Herr hernieder, daß er sähe die Stadt und den Turm, die die Menschenkinder bauten. Und der Herr sprach: Siehe, es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen und haben angefangen zu thun; sie werden nicht ablassen von allem, das sie vorgenommen haben zu thun. Wohlauf, laßt uns herniederfahren und ihre Sprache dafelbst verwirren, daß keiner des andern Sprache vernehme! Also zerstreute sie der Herr von dannen in alle Länder, daß sie mußten aufhören, die Stadt zu bauen. Daher heißt ihr Name Babel, daß der Herr dafelbst verwirret hatte aller Länder Sprache und sie zerstreut von dannen in alle Länder.“

So erzählt die Bibel im ersten Buche Mosis. Diese Erzählung, in welcher man drei verschiedene Momente zu berücksichtigen hat, knüpft zuerst an ein uraltes historisches Faktum an, nämlich an die Erbauung der Stadt Babylon. In dem Turm von Babel ist der große Belustempel in Borsippa (Birs-Nimrud) nicht zu verkennen. Das Gebäude bestand aus einem großen Unterbau und sieben den Planeten geweihten Stufentürmen, von denen jeder wahrheitsgemäß die planetarische Farbe hatte, in der Reihe der Wochentage, Saturn, Venus, Jupiter, Merkur, Mars, Mond und Sonne. Dieses Stodwerk enthielt hoch oben den Tempel des Nebos, des Wächters der himmlischen Heerscharen. Eine große Wendeltreppe führte um den Turm, auf dessen Spitze sich das Heiligtum des Gottes „Sin“ befand. Wann der Sprachenturm zerstört ward, sei es durch Menschenhand oder himmlisches Feuer, was nicht unwahrscheinlich, ist nicht bekannt, zur Zeit des Septimius Severus (193–211 n. Chr.) scheint er noch erhalten gewesen zu sein.

Das dritte Moment in der Sage, die etymologische Deutung des Namens der Stadt Babel als „Verwirrung“ ist sprachlich nicht ganz zu rechtfertigen. Die Babylonier selbst, obgleich sie die Sage von der Sprachverwirrung gekannt haben, erklären den Namen ihrer Stadt durch „Thor Saturns“ (Bab-el).

Das Kirschblütenfest in Japan.

(Bild S. 475.)

Zu den mannigfaltigen, von froher, heiterer Lebensauffassung zeugenden Gebräuchen der Bewohner des ostasiatischen Kaiserreichs zählt auch das alljährlich wiederkehrende Kirschblütenfest. In den großen, weitläufigen Tempelgärten Japans finden sich förmliche Kirschbaumhaine. Dorthin wandelt am festlichen Tage zu Tausenden das Volk in bunten Feiertagsgewändern, die Frauen und Mädchen mit Kirschblütenzweigen, künstlichen oder natürlichen, im Haare. Alles ist in gehobener Stimmung und mit dem Vorjah zum Fest gekommen, sich recht gründlich zu amüsieren. Auf dem weiten Plane haben unternehmende Wirte eine Art niedriger Plattformen errichtet und dieselben in zahlreiche Abteilungen für je vier Personen geschieden; bunte Laternen hängen in langen Reihen an den beinahe überlasteten Bäumen, bestimmt, die dem Festtag folgende Festnacht zu beleuchten. Verkaufsbuden sind ringsum aufgestellt, in welchen Spielzeug, Puppen, Kuchen, Süßigkeiten verschiedenster Art, Sonnenschirme aus nachgemachten Kirschblüten und Ähnliches zu haben sind; Schaubuden, Soufflären, Märchenzähler finden sich ebenfalls da, wie überhaupt alles, was nur zu einer regelrechten japanischen „Kirschweih“ gehört.

Zu diesem Anlaß strömen die Landleute von allen Seiten nach der Stadt, gekleidet mit funkelnden neuen, sonnenschirmgroßen Strohblüten und jedes in seinen besten Kleidern. Wer Familie hat, kommt mit Kind und Regel. Ein Hauptvergnügen für Jung und Alt besteht auch im Güttern der bei den Tempeln gehaltenen Affen, wobei es an Scherzen und harmlosen Sticheleien nie fehlt. Kommt endlich der Abend, dann nimmt das Fest einen immer raushenderen, jubeltoller Charakter an, bis die letzte Laterne erlischt und über den Kirschblütenhain die junge Morgenröte ihre ersten Strahlen wirft.

Wildröslein.

(Bild S. 474.)

Du bist nicht wie die anderen sind,
Die andern, in sammtlichem Kleide;
Du bist ein wildes, trotziges Kind,
Mein Kind von der braunen Heide.

Dir engt kein Nieder die junge Brust,
Kein Band hält der Locken Seide;
Es sind dir Regen und Sturmwind Laß,
Mein Kind von der braunen Heide.

Und gleichst du wenig den Blumen auch,
Die anderer Augen Weide;
Mein Röslein bist du vom wilden Strand,
Mein Kind von der braunen Heide.

Im fernen Westen.

Novelle

von

G. von Barfus.

(Fortsetzung.)

Der erfahrene Trapper hatte sich auch nicht geirrt. Kaum hatten sie die Felschlucht verlassen, als ihnen dicke Rauchwolken von allen Seiten entgegenquollen. Die Indianer hatten das von der Sonne gedörrte Gestrüpp, das hohe Gras und Schilf in dem engen Thale zwischen dem linken Ufer des Rio Pecos und den steilen Abhängen des Llano Estacado in Brand gesteckt, um die Weißen zu verderben, nachdem es ihnen nicht gelungen, dieselben zu überfallen und sich in den Besitz ihrer Pferde und Waffen zu setzen. Die zehn beherzten Männer hielten unwillkürlich ihre Pferde an und starrten mit besorgten Blicken in den dicken schwarzen Rauch, hinter welchem hin und wieder schon rote Flammenzungen sich zeigten; auch ihr Führer hielt einen Augenblick, doch nur um sich zu orientieren.

Nach kurzem Ueberlegen rief er seinen Gefährten zu: „Der Morgenwind treibt den Rauch das Thal hinauf, wir würden also ersticken, wenn wir nach jener Richtung hin entfliehen wollten; wir müssen dem Wind entgegenreiten, dann sind wir schnell aus dem Feuer hinaus, da die Rothhäute nicht Zeit gehabt haben, das Gras und Schilf thalabwärts anzuzünden. Rasch einige Wasser-schläuche aufgeschnitten, Tücher und Decken nah gemacht und vor Mund und Augen gehalten, die Pferde finden schon allein ihren Weg, besonders wenn ich voraus reite. Aber schnell, wenn euch euer Leben lieb ist!“

In wenigen Sekunden waren die Befehle Old Bens ausgeführt, worauf alle sich das Thal des Pecos abwärts wandten, von wo sie am Tage zuvor gekommen waren, und dem vorausreitenden Führer folgten, so schnell die Pferde laufen konnten. Der dicke, stinkende Rauch drohte die Reiter, trotz der vorgehaltenen nassen Tücher, zu ersticken, während die auf dem Boden hin und her schießenden Klappen den Pferden Hufe und Beine verletzten; doch Sporen und Schenkel trieben die armen Tiere zur Aufbietung aller Kräfte an, so daß sie in kaum zwei Minuten den äußern Rand des feurigen Gürtels erreichten.

Die kleine Truppe bot einen ziemlich kläglichen Anblick dar. Gesicht und Hände der Männer waren von Rauch geschwärzt, Haare und Bart verjagt; am schlimmsten war es den armen Pferden ergangen, deren Mähnen und Haare an den Hufeisen und Beinen vollständig abgefangen waren. Doch blieb nicht viel Zeit, sich mit Betrachtung der erlittenen Schäden aufzuhalten, denn wenige hundert Schritte hinter dem Flammengürtel erwartete eine Schar von vielleicht vierzig Indianern die Weißen.

„Es sind Mascadero-Apaches!“ rief Old Ben nach einem kurzen Blick auf die Rothhäute, „ich erkenne sie an ihrer Bemalung. Sie wohnen drüben auf dem rechten Ufer und wollen uns hier auffangen, im Falle es uns gelingen sollte, dem Feuer zu entgehen. Wir können uns mit den Halunken unmöglich lange herum-schießen, da wir hier in dem engen Thale sehr bald von allen Seiten eingeschlossen sein würden, können dabei auch leicht unsere Pferde verlieren. Wir wollen die Tiere einen Augenblick verschaukeln lassen, dann plötzlich auf die Rothhäute los-jagen und sie über den Haufen reiten; aber vor allen Dingen festgeschlossen bleiben; wer zurückbleibt, ist verloren!“

Als die Pferde wieder zu Atem gekommen, ritten die Weißen langsam im Schritt vor, bis sie auf den Furf ihres Führers in voller Carrière sich auf die Indianer stürzten, welche dadurch so überrascht wurden, daß sie nur einzelne unschädliche Büchschüsse auf die Anstürmenden abfeuerten und nach beiden Seiten auseinanderstoben. Nach einem rasenden Ritt von einigen Minuten sprengte die kleine Schar ungeführt um einen Vorsprung des Plateau und war den Apaches aus dem Gesicht verschwunden, die glücklicherweise nicht beritten waren, da sie ihre Pferde auf dem andern Ufer zurückgelassen, von denen

sie bei dem Ueberfall des Lagerplatzes wegen des Gebüschs und Gestrüpps keinen Gebrauch hätten machen können.

Als die Reiter um den Vorsprung der Hochebene, welche dort den östlichen Rand des Pecos-thales bildet, herumgekommen waren, sahen sie vor sich eine wohl zwei englische Meilen tiefe Einbuchtung, da sich der Llano Estacado so weit vom Flusse zurückzog. Den erklärte dem neben ihm reitenden Broughton, daß sie versuchen müßten, am Ende dieser Einbuchtung einen Pfad zu finden, der sie auf die Hochebene hinaufführe, da sie sonst genötigt sein würden, den Pecos wenigstens eine halbe Tagereise wieder hinabzugehen, um bei der Mündung des Rio Pecos auf das andere Ufer zu gelangen, da die Mascaderos die Fortsetzung ihrer Reise im Thale des Pecos aufwärts unmöglich gemacht hätten.

Nach einem starken Ritt durch die mit hohem Präriegras bedeckte Thalebene erreichte man den Fuß des steilen Felsabhangs. Pferde und Menschen waren so erschöpft, daß eine längere Rast unbedingt notwendig schien, um die Tiere vor allen Dingen zu füttern, ihre Brandwunden auszuwaschen und so gut als möglich zu verbinden, und sich selbst etwas von den Anstrengungen des Morgens zu erholen. Da man indessen noch keineswegs aus dem Bereiche der Apaches war, so brach man nach zwei Stunden der Ruhe wieder auf und begann in einer schmalen Felspalte, die nichts anderes als eine vom Regenwasser in das Gestein gerissene Rinne war, mühsam den steilen Abhang hinaufzuklettern, die Pferde am Zügel nachziehend, die wegen des vielen Geräusches und der Steilheit des engen Pfades nur mit großer Schwierigkeit hinaufgebracht werden konnten.

Endlich erreichten sie, erschöpft von den Mühseligkeiten des Kletterns und des Hinaufschaffens der Tiere, den fast tausend Fuß hohen Rand der Hochebene und setzten nach kurzer Rast ihren Marsch fort in nordwestlicher Richtung über die steinige und unfruchtbare Hochebene des Llano Estacado; erst beim Einbruch der Nacht ließ der Führer Halt machen, da man nun sicher vor den Rothhäuten war. Noch zwei Tage ritt die kleine Truppe auf der Hochebene weiter, bis die völlig geleerten Wasser-schläuche, zu deren Füllung auf dem felsigen und wasserarmen Llano Estacado keine Möglichkeit vorhanden, sie nötigten, wieder in das Thal des Pecos hinabzusteigen. Diese beiden Tages-märsche auf der baumlosen, eben Hochebene, unter den sengenden Strahlen der Sonne waren für Menschen und Tiere außerordentlich anstrengend gewesen, besonders da die ersteren bei dem geringen Wasservorrat, der hauptsächlich zur nordöstlichen Tränkung der Pferde verwendet werden mußte, allen Qualen des Durstes ausgesetzt waren. Sie begrüßten daher doppelt freudig die kühle Luft im Thale des Flusses, das sie am Abend des dritten Tages wieder erreichten, und zwar so weit nördlich vom Gebiete der Mascadero-Apaches, daß nichts mehr von diesen zu befürchten war.

Nach einem sechstägigen Marsche über das Picarilla-gebirge erreichte Broughton mit seinen Gefährten das Thal des Rio Grande del Norte gerade gegenüber der Mündung des Puero, etwa fünfundsiebenzig englische Meilen südlich von der kleinen Stadt Belen. Von hier gelangten sie ohne Aufenthalt nach dem größeren Orte Santa Fe, wo sie mehrere Tage zu bleiben gedachten, um sich und ihren Pferden eine längere, dringend notwendig gewordene Erholung zu gewähren und sich für den beschwerlichen Ritt über den südlichen Teil des Felsengebirges und den nördlichen der ausgedehnten Colorado-Hochebene mit Mundvorrat und allem sonst Erforderlichen zu versehen.

An den Quellen des Sal. River, einem Nebenfluß des Chila, liegt im östlichen Teile der großen Colorado-Hochebene das Fort Defiance. An einem herrlichen Herbstmorgen verließ eine kleine Karawane das Thor dieses Forts in nordwestlicher Richtung, um das Thal eines kleinen Flusses zu erreichen, der sich nach einem Laufe von etwa fünfzig englischen Meilen in den Chaca ergießt, einen Nebenfluß des San Juan River, welcher nach einem westlichen Laufe von über zweihundert Meilen in den Grand Colorado River mündet.

Die Karawane bestand aus einigen zwanzig gut bewaffneten und berittenen Männern, denen man es auf den ersten Blick ansah, daß sie Baqueros (Ochsen- oder Pferdehirten) aus Neu-Mexiko oder Arizona waren, mit Ausnahme von zwei Herren, die an der Spitze des Zuges ritten und von denen der ältere offenbar aus den Nordstaaten von Amerika stammte, während der jüngere das Aussehen eines geborenen Mexikaners hatte. Auch eine junge Dame mit blasser, feinem Gesicht, dunklen Augen und tiefschwarzem Haar befand sich bei der Gesellschaft; sie war mit einer dunkelblauen Amazone bekleidet, ihr schöner Kopf wurde von einem breitrandigen Strohhute mit blauem Schleier vor den Sonnenstrahlen geschützt; sie ritt einen schönen isabellfarbigen Mustang mit schwarzer Mähne und schwarzen Beinen. Ihr weißes Kammermädchen und eine junge Negerin saßen auf dem ersten der fünf Wagen, welche, mit kräftigen Maultieren bespannt, den Reitern folgten, beladen mit Zelten, Lebensmitteln, Wasser-schläuchen und allen sonstigen Bedürfnissen zu einer Reise durch Gegenden, welche nur selten oder fast nie

Gelegenheit boten, sich mit frischem Mundvorrat zu versehen.

Der Herr der kleinen Karawane war Mister Allfield, der mit seiner Tochter Mary aus dem südwestlichen Teile von Neu-Mexiko kam und sich nach Saguache im Thale von San Luis, im südlichen Felsengebirge, begeben wollte. Mister Allfields verstorbene Gattin war eine geborene Mexikanerin, deren Vater nun vor einigen Monaten in

Matamoros gestorben war. Um sich wegen des sehr bedeutenden Nachlasses seines Schwiegervaters mit den übrigen Verwandten auseinanderzusetzen, hatte Allfield sich persönlich nach Mexiko begeben. Mary wollte sich nicht auf mehrere Monate von ihrem Vater trennen — zu jener Zeit war die große Pacificbahn noch nicht gebaut, man konnte nur bis St. Louis mit der Bahn fahren — und hatte denselben begleitet. Von Matamoros aus waren

sie nach Neu-Mexiko und Arizona gereist, in welchen Staaten der verstorbene Sennor Marejo mehrere große Haciendas besaß, deren kolossaler Viehstand einen nicht unwesentlichen Teil seines Besitzes gebildet. Von diesen Haciendas war Allfield in Begleitung seiner Tochter und seines Schwagers Henriquez Marejo und unter dem Schutze von zwanzig bewaffneten Vaqueros nach Fort Defiance gereist, um von dort nach Saguache zu gehen, wo die



Witbildelein. Originalzeichnung von Carl Schüller. (S. 473.)

Familie eine sehr ergiebige Silbermine besaß. Da das wundervolle Herbstwetter in jenen Ländern eine solche Reise außerordentlich begünstigte, hatte Mary Allfield ihren Vater gebeten, ihn begleiten zu dürfen.

An der Spitze des kleinen Zuges ritt, wie bereits erwähnt, Mister Allfield mit dem Führer, einem jungen Mexikaner von gemischtem Blute, Sohn eines Weißen und einer indianischen Frau. Pablo Miguel war auf

einer Hacienda des Sennor Marejo in der Nähe des Paso del Norte am Rio Grande geboren und aufgewachsen im Dienste seines Grundherrn, der den aufgeweckten Knaben hatte erziehen lassen, wofür Pablo mit treuer Anhänglichkeit dem verstorbenen Sennor zugethan gewesen. Sein jetziger Herr, Henriquez Marejo, hatte den jungen Menschen als Führer mitgenommen, weil derselbe häufig mit seinem Vater die Reise nach Saguache gemacht hatte.

Pablo Miguel war ein auffallend schöner junger Mann von vielleicht fünfundsiebenzig Jahren, der von seiner Mutter die dunklen Augen, die feine Adlernase und die dunkle Hautfarbe geerbt, während er von seinem Vater die kräftige und doch ebenmäßige Gestalt, das krause, natürlich gelockte Haar des Mexikaners hatte.

Während Mister Allfield sich mit dem Führer über die einzuschlagenden Wege und die ihnen etwa drohenden



Gefahren besprach, unterhielt der unmittelbar hinter ihnen reitende Henriquez Marejo ein lebhaftes Gespräch mit seiner schönen Nichte Mary, welche ihren Mustang leicht und anmutig neben ihm lenkte. Alfilds Schwager war ein schöner, stattlicher Mann von einigen vierzig Jahren, den die geschmackvolle Tracht der Mexikaner, die er vorzugsweise trug, besonders gut kleidete. Unter dem breiten Sombrero leuchteten zwei schwarze Augen hervor, die nichts von dem Feuer der Jugend verloren hatten, während das vornehm blass, von einem dunklen, wohlgepflegten Barte umrahmte Gesicht nur um den Mund einige Spuren herannahenden Alters und eines etwas rasch genossenen Lebens zeigte. Henriquez schien großes Gefallen an seiner schönen, zwanzigjährigen Nichte zu finden, welche die Anmut und das feurige Temperament der Südländerin mit dem feinen Teint und der selbstbewußten Haltung der Nordamerikanerin verband.

Am vierten Tage nach ihrem Ausbruch lagerte die Gesellschaft des Mister Alfilds im Thale des Chaca, unmittelbar an der Mündung des Nebenflusses, auf dessen linkem Ufer sie bisher gereist war. Eine kleine Anhöhe war von den Baqueros von Gestrüpp und Gras gereinigt worden, die Wagen zu einer Wagenburg zusammengehoben und auf dem inneren Platz die Zelte für Alfilds Mary und ihre Dienerinnen, sowie für die beiden Herren aufgeschlagen worden. Nachdem die Reit- und Zugtiere im nahen Flusse getränkt, eine kräftige Mahlzeit eingenommen und die nötigen Wachen in einiger Entfernung vom Lager aufgestellt worden, überließ sich alles der Ruhe. Es war eine herrliche Mondnacht, jedoch etwas kalt, da man sich bereits in ziemlich hoher Lage befand; selbst die Wachen hüllten sich dichter in ihre Ponchos. Kurz nach Mitternacht erhob sich Pablo, durch die empfindliche Kälte geweckt, von seinem Lager und begab sich außerhalb der kleinen Wagenburg, um sich von der Wachsamkeit der am Fuße der Anhöhe aufgestellten Posten zu überzeugen.

Der Mond war untergegangen, nur die Sterne verbreiteten einen schwachen Schimmer über die nächste Umgebung des Lagers. Als Pablo auf seinem Rundgange den am westlichen Abhange stehenden Wachposten erreichte, teilte ihm dieser, ein beschränkter, erfahrener Baquero, mit, daß er in westlicher Richtung vor einigen Minuten das Wiehern eines Pferdes gehört habe, wenigstens sei ihm das schwache Geräusch so vorgekommen, doch sei er seiner Sache nicht ganz gewiß. Pablo, welcher den Baquero als sehr zuverlässig kannte, wurde durch diese Mitteilung nicht wenig beunruhigt, da sie sich gerade auf der Südgrenze des Gebietes der Navalo-Indianer befanden, eines sehr kriegerischen Stammes, auch konnte sich zufällig eine Bande von Desperados in der Nähe aufhalten, welches Gefindel oft mit den Rothhäuten gemeinschaftliche Sache machte, um größere Trupps von nach dem Westen Reisenden auszuplündern. Auf jeden Fall mußte er sich Gewißheit darüber verschaffen, ob den seiner Führung Anvertrauten Gefahr drohe; Pablo trug daher dem Baquero auf, seine Rückkehr zu erwarten und das Lager sofort zu alarmieren, sobald er einen Schuß höre; dann entfernte er sich schnellen Laufes in westlicher Richtung, um den Fuß einer bewaldeten Hügelkette zu erreichen, die einige hundert Schritte von dem Lager der Reisenden entfernt sein mochte.

Das scharfe Gehör des Baquero hatte ihn nicht getäuscht. Am demselben Abend, als Mister Alfild mit seinen Gefährten das Lager auf der Anhöhe am linken Ufer des Chaca aufschlug, lag ungefähr zwei englische Meilen westlich davon in einer Thalsenkung eine Schar von sechzig bis siebenzig Männern um mehrere Feuer herum. Sie bestand aus zwölf Weißen und einigen fünfzig Indianern. Die ersten gehörten, nach ihrem verwahrlosten und verwilderten Aussehen zu schließen, entschieden jenen berüchtigten Desperados an, die in den Gebirgen zwischen Kalifornien, Colorado, Arizona und Neu-Mexiko ihr Unwesen trieben und sich aus den größten Verbrechern dieser und der benachbarten Staaten immer wieder von neuem ergänzten, wenn es den Behörden oder den Ansiedlern wirklich einmal gelungen war, einige dieser räuberischen und blutgierigen Banden zu vernichten. Alte und junge Männer aus fast jeder auf dem amerikanischen Festlande vertretenen Nation, die sich durch zahllose Verbrechen gegen Leben und Eigentum ihrer Mitbürger in den Städten und Ansiedlungen unmöglich gemacht und, um dem Galgen zu entgehen, in die unzugänglichen Gebirge entflohen waren, hatten sich zu Banden von zwölf bis zwanzig Mann vereinigt und verübten unter selbstgewählten Anführern die schauerhaftesten Verbrechen. Sie überfielen kleinere Trupps von Auswanderern oder Reisenden, ermordeten die Männer und Kinder und schleppten die Frauen und Mädchen mit sich in ihre Schlupfwinkel, nachdem sie sich von der Beute zugeeignet, was ihnen nur irgend brauchbar erschien. War die Anzahl der Reisenden ihnen zu groß, so verbündeten sich die Schurken mit irgend einem in der Nähe wohnenden Indianerstamm und konnten stets auf den Beistand der Rothhäute rechnen, deren Haß gegen die Weißen und deren Kampflust überhaupt sehr leicht zu entfachen waren. Sie selbst zählten gar nicht mehr zu den Weißen, auch in den Augen der Indianer nicht, so sehr waren sie durch ihr wildes Leben, ihr blutgieriges, räuberisches Treiben jeder Zivilisation, jedem menschenwürdigen Dasein entfremdet worden.

Schon vor zwei Tagen durch ihre Kundschafter von dem Herannahen der Gesellschaft Mister Alfilds unterrichtet, welche allein anzugreifen sie wegen der bedeutenden Zahl von bewaffneten Baqueros nicht wagten, hatten diese Desperados sich mit dem am nächsten wohnenden Häuptling der Navalo-Indianer zu einem gemeinschaftlichen Ueberfall der Reisenden verbündet. Dieser Häuptling, von seinen Stammesgenossen „der graue Bär“ genannt wegen seiner ungewöhnlichen Körperkraft, war am Abend mit einigen fünfzig Krieger zu den am östlichen Abhange des Gebirgszuges lagernden Desperados gestoßen und erwartete mit denselben die geeignete Stunde zum Angriff auf das Lager der Weißen, deren Wachfeuer man deutlich von dem Rande der Thalsenkung erblickte, in welcher die Räuber ihr Bivouac aufgeschlagen.

Der Anführer der Desperados, ein herkulisch gebauter Mann von kaum vierzig Jahren, ein Kentudier mit Namen Wilson, lag mit dem Grauen Bären und einigen Gefährten um ein Feuer am Fuße einer hohen Fels- und besprach mit dem Häuptling die Einzelheiten des Ueberfalles, den er etwas vor Tagesanbruch auszuführen gedachte. Wilson, ein stattlicher Mann, dessen verwahrloster rötlicher Bart und langes Haupthaar ihm ein rohes und wüstes Aussehen gaben, trug einen Anzug von gegerbtem Hirschleder, der zahlreiche Spuren langen Gebrauchs an sich trug und von Schmutz starre, der Kopf war mit einer Mütze aus Viberfell bedeckt, während die Füße in Mocassins von Hirschhaut steckten; eine schwere Büchse lag neben ihm im Grase, in seinem Gürtel steckte neben einem Revolver und einer Kugeltasche ein langes Bowiemesser. Ähnlich waren die übrigen zwölf weißen Männer gekleidet und bewaffnet.

„Der Mexikaner und der alte Mann aus dem Osten führen gewiß viel Geld und Gelbeswert mit sich“, bemerkte Wilson nach einer längeren Pause. „Mein roter Bruder wird mir und meinen Freunden dieses Geld überlassen und dafür das Pulver und einige Fässer Feuervasser nehmen.“

„Meine Krieger sind noch nicht sämtlich mit Büchsen bewaffnet“, entgegnete der Häuptling ruhig. „Der rote Büffel“ — so nannten die Indianer Wilson — „wird ihnen daher Freude machen, wenn er ihnen die Büchsen der Baqueros überläßt. Gold und Silber haben wir genug.“ „Auch von meinen Leuten haben einige nur schlechte Büchsen“, erwiderte der Kentudier. „Doch wird der Graue Bär mit seinen Freunden zufrieden sein. Aber jetzt ist es Zeit, daß wir dem Lager drüben näher rücken, damit wir vor Anbruch des Tages, wenn alles noch schläft, den Angriff beginnen können.“

In wenigen Minuten waren die Feuer ausgelöscht, worauf die ganze Schar zu Pferde stieg und vorsichtig den Höhenzug hinabritt, bei welcher Gelegenheit eines der Indianerpferde in der frischen Morgenluft gewiebert hatte, welches Geräusch dem wachsamem Baquero nicht entgangen war.

Als Pablo den Fuß der Hügelkette erreicht, begann er vorsichtig den Abhang hinaufzusteigen; er hatte indes noch nicht den Kamm erreicht, als er deutlich den Hufschlag von Pferden in geringer Entfernung vernahm. Der beherrschte junge Mann eilte nun rasch bis auf den Gipfel des Hügels, von wo er beim Schimmer der Sterne auf dem gegenüberliegenden Abhange eine lange dunkle Linie bemerkte, die er sofort für Reiter erkannte, welche behutsam den Höhenzug hinabritten. Eilenden Laufes kehrte Pablo zu dem wachhaltenden Baquero zurück, den er durch wenige Worte mit der nahenden Gefahr bekannt machte und ihm auftrug, die übrigen Außenposten rasch zu sammeln und nach dem Lagerplatze zu bringen. Er selbst sprang die Anhöhe hinauf, weckte die schlafenden Baqueros, sowie die beiden Herren, denen er berichtete, was er beobachtet, und verteilte dann die Männer zwischen den Wagen, die noch dichter zusammengeschoben wurden, um die kleine Wagenburg widerstandsfähiger zu machen. Inzwischen war Mister Alfild in das Zelt seiner Tochter gegangen, um diese in schonender Weise auf den bevorstehenden Kampf vorzubereiten und durch die Versicherung zu beruhigen, daß alle Maßregeln getroffen seien, die Angreifer zurückzuschlagen; auch bat er das heftig erschrockene junge Mädchen, ihr Zelt unter keinen Umständen zu verlassen, da daselbe durch die Wagen nach Möglichkeit vor den feindlichen Kugeln geschützt sei. Mary versprach es, bat ihren Vater, sich nicht unnötig der Gefahr auszusetzen, und umarmte ihn zärtlich, als er sie verließ, um sich den übrigen Verteidigern des Lagers anzuschließen.

Henriquez hatte schnell die Kunde um die kleine Festung gemacht, einige anerkennende Worte an die Baqueros richtend, als er bemerkte, mit wie großer Kaltblütigkeit und festem Mute dieselben dem Erscheinen des Feindes entgegenstehen; Pablo ließ, nachdem die letzten Außenposten zurückgeführt, den Eingang wieder fest verrammeln.

Die kleine Anhöhe, auf welcher sich das Lager befand, war wie geschaffen zur Verteidigung gegen einen feindlichen Ueberfall. Der Abhang ringsum war fast ganz frei von Gestrüpp oder Gestrüpp und nur mit hohem Gras bedeckt. In diesem Gras verborgen, krochen von allen Seiten die Desperados mit ihren roten Verbündeten gegen die Höhe geräuschlos vor, nachdem sie ihre Pferde unter der Obhut einiger Indianer zurückgelassen. Den scharfen Augen der Baqueros, die sich schon oft im Kampfe mit den Rei-

hätten gemessen, entging trotz des schwachen Dämmerlichts nicht das Zittern der Grashalme, besonders an denjenigen Stellen, an welchen die weißen Räuber sich auf dem Bauche kriechend vorwärts bewegten, die weniger behutsam und geschickt als die Navalos waren. Als die Feinde sich auf diese Weise bis auf ungefähr achtzig Schritte der Wagenburg genähert hatten, befahl Henriquez zwei sicheren Schützen, auf die Herankriechenden zu feuern, um die Sache zur Entscheidung zu bringen und den Angreifern zu zeigen, daß man zu ihrem Empfange bereit sei. Kaum waren die beiden Schüsse gefallen, als der ganze Abhang lebendig wurde. Auf allen Seiten erhoben sich dunkle Gestalten und stürzten sich auf den Lagerplatz der Weißen; hier wurden sie jedoch mit einem so wirksamen Büchsenfeuer empfangen, daß sie stuhnten und etwas zurückwichen, namentlich die Navalos, welche auf eine vollständige Ueberumpelung der Reisenden gerechnet hatten. Wilson rief indes seinen Genossen zu, die Wagen zu erklimmen und den Verteidigern nicht Zeit zu lassen, ihre Büchsen wieder zu laden; tollkühn drang der herkulische Räuber vor und versuchte, in den Raum zwischen zwei Wagen sich Eingang zu erzwingen, wurde hier jedoch von einem Baquero mit einem so kräftigen Kolbenschlag begrüßt, daß er zurücktaumelte, während auch seine Genossen durch Revolvergeschüsse zurückgetrieben wurden. Nach wenigen Augenblicken erhob sich der Kentudier von seiner Betäubung und trieb seine Leute aufs neue zum Angriff an, nachdem er dem Häuptling die heftigsten Vorwürfe über das mutlose Zurückweichen seiner Krieger gemacht, die nun in größter Wut mit den Desperados wieder gegen die kleine Festung losstürmten. Doch alle Wut, alle Tollkühnheit scheiterte an der kaltblütigen Entschlossenheit der tapferen Baqueros und ihres Herrn; sie hatten Zeit gehabt, ihre Büchsen wieder zu laden, und trieben zum zweitenmal die Feinde durch ihr verheerendes Feuer zurück, das namentlich den in dichten Haufen vordringenden Indianern große Verluste beibrachte. Als Wilson und der Häuptling einfahen, daß es ihnen nicht gelingen würde, in das Innere des so wohl verteidigten Lagers einzudringen, gaben sie das Zeichen zum Rückzug und waren in wenigen Sekunden mit ihren Leuten verschwunden. Von den Desperados waren zwei gefallen und mehrere verwundet worden, während der Graue Bär über ein Drittel seiner Krieger verloren hatte.

Der Tag war jetzt vollständig angebrochen, so daß, nach der Ansicht des Sennor Henriquez und seiner Leute, vorläufig kein Angriff zu befürchten war, dennoch mußte man sehr vorsichtig und wachsam sein, da die Räuber und Indianer jedenfalls im Ufergebüsch und in den nahen Waldungen sich verborgen, um das Lager bei der ersten günstigen Gelegenheit von neuem anzugreifen. Als der Lärm des Kampfes vorüber, war Mary aus ihrem Zelte ins Freie getreten und zu ihrem Vater geeilt, um sich zu überzeugen, ob derselbe unverletzt geblieben. Der alte Herr hatte weder seine Büchse gebraucht, war nicht verwundet worden und begrüßte seine Tochter mit großer Herzlichkeit. Sein Schwager war weniger glücklich gewesen; derselbe hatte einen Hieb mit einem Tomahawk erhalten, der ziemlich tief in die linke Schulter eingebracht war und heftige Schmerzen verursachte. Als indes die Wunde von einem alten, in diesen Dingen erfahrenen Baquero ausgewaschen und mit kühlenden Aufschlägen verbunden war, konnte der tapfere Mexikaner an dem gemeinschaftlichen Frühstück teilnehmen, das inzwischen von den beiden Dienerinnen bereitet worden. Von den Baqueros waren mehrere bei dem Handgemenge leicht verwundet worden, gefallen war keiner.

Mister Alfild war der Ansicht, daß man so bald als möglich aufbrechen und über den Chaca gehen sollte, um aus der Nähe des räuberischen Gefindels zu kommen. Henriquez jedoch, der besser mit der Kampfweise der Indianer und ihrer blutgierigen weißen Genossen bekannt war, bedeutete ihm, daß jeder, der es wagen würde, sich außerhalb der Wagenburg setzen zu lassen, sofort unter den Kugeln der weittragenden Büchsen der Desperados fallen würde.

„Sie können überzeugt sein, Schwager“, fuhr der Mexikaner fort, „daß jene Gebüsche zwischen unserem Lager und dem jenseitigen Abhange und besonders am Ufer des Flusses von den Schurken besetzt sind, welche nur die Nacht erwarten, um wieder über uns herzufallen. Wenn wir hinreichend Wasser für uns und unsere Tiere hätten, wäre es am besten, hier zu bleiben, bis die Gebüsche der Spitzhüben erschöpft, die uns bei gehöriger Wachsamkeit hier oben nicht viel anhaben können; da wir jedoch nicht für einen Tag mit Wasser versehen sind, müssen wir heute abend versuchen, unter dem Schutze der Dunkelheit bis an den Fluß zu gelangen und diesen zu überschreiten. Auf das jenseitige Ufer des Chaca uns zu folgen, werden namentlich die Rothhäute nicht wagen, da dort der gewöhnliche Weg der Auswandererzüge von Santa Fe nach dem Colorado und nach Kalifornien liegt, wir daher leicht Beistand finden könnten. Laßt uns die Zeit benützen, und durch Ruhe zu neuen Kämpfen zu stärken; ich leide empfindliche Schmerzen in der Schulter und bedarf in der That dringend der Ruhe.“

Als die Sonne höher stieg, litten die Reisenden nicht wenig von der Hitze, besonders mußten die Wachen in

der heißen Mittagszeit ihre ganze Energie aufbieten, um munter zu bleiben. Die Pferde und Zugtiere, die nur sehr ungenügend am Morgen hatten getränkt werden können, begannen unruhig und wild zu werden und drohten die Stricke zu zerreißen, mit denen sie an der innern Seite der Wagen angebunden; einige von den armen Tieren waren außerdem während des Kampfes durch verirrte Kugeln verwundet worden.

Gerade als die Hitze sich am fühlbarsten machte und die meisten Vaqueros im tiefsten Schlafe lagen, brachen plötzlich die Desperados mit den Indianern zu Pferde von allen Seiten gegen das Lager vor. Zwar sprangen die durch Alarmrufe und die Schüsse der Wachen aufgeschreckten Vaqueros schnell auf die schon vorher bestimmten Plätze und feuerten ihre Büchsen auf die im tollsten Laufe Heransprengenden ab, doch konnten sie es nicht verhindern, daß Wilson und der Häuptling mit ihren Pferden über die Verrammlung zwischen zwei Wagen setzten, gefolgt von einigen Desperados. Auf dem engen Raume im Innern des Lagers entspann sich nun ein entsetzliches Handgemenge; die Verteidiger mußten sich darauf beschränken, die Eingedrungenen zu bekämpfen und womöglich zurückzutreiben, so daß es immer mehr Indianern und weißen Räubern gelang, in das Innere der Wagenburg zu gelangen und die Vaqueros durch ihre Uebermacht zu erdrücken. Die Mehrzahl dieser tapferen Männer war bereits in dem ungleichen Kampfe gefallen, die noch auf den Füßen standen, suchten Marys Zelt zu erreichen, vor welchem ein heftiger Kampf tobte. Alfie, sein Schwager, Pablo und vier Vaqueros verteidigten den Eingang zum Zelte, in dessen Innerem Mary mit ihren beiden Dienerinnen verzweiflungsvoll auf den Knien lag und den Himmel um Beistand ansuchte, während Wilson mit sechs seiner Genossen und einigen Indianern gegen die mutigen Verteidiger andrängte. Zum Glück für diese war der Raum zu beschränkt, das Gedränge zu stark, als daß die Angreifer von ihren Büchsen hätten Gebrauch machen können; nur Revolver, Messer und Tomahawf verrichteten ihr blutiges Werk. Henriquez, von neuem verwundet, sank in die Kniee, hatte jedoch noch so viel Kraft, dem wilden Kentuckier sein Messer in die Seite zu stoßen, der ihm dafür voll Wut den Kopf mit dem Büchsenkolben zerschmetterte. Auch Alfie und Pablo bluteten bereits aus mehreren Wunden und sahen mit Entsetzen dem Augenblick entgegen, wo sie in dem ungleichen Kampfe unterliegen würden und Mary den Räubern in die Hände fallen mußte.

Da ertönte plötzlich ein lautes Hurra- und Hallo- geschrei außerhalb der erstürmten Wagenburg, dem ein lebhaftes Büchsenfeuer folgte. Die Rothhäute ließen von den wenigen Vaqueros ab, die noch Widerstand leisten konnten, sprangen auf ihre Pferde und folgten dem Rufe ihres Häuptlings, der sie mutig ihrem neuen Feinde entgegenführte, in welchem sie elf Weiße erkannten.

Es war Broughton mit seinen Gefährten, welche den so hart Bedrängten zu Hilfe gekommen waren, leider einige Minuten zu spät, um die Erstürmung des Lagers zu verhindern. Von Santa Fe vor einigen Tagen aufgebrochen, waren sie auf dem rechten Ufer des Chaca bis in die Nähe von Alfies Lagerplatz gelangt und eben im Begriffe gewesen, die heißen Stunden des Tages im Schatten eines Gehölzes zuzubringen, als sie durch das heftige Schießen auf den in ihrer Nähe stattfindenden Kampf aufmerksam gemacht wurden.

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, bestiegen sie wieder ihre Pferde, gingen über den Chaca und kamen leider erst auf dem Kampfsplatze an, als die Räuber bereits in das Innere der Wagenburg eingedrungen waren. Von den ihnen in großer Zahl entgegenstehenden Indianern, denen sich auch einige Desperados angeschlossen, wurden sie den Abhang wieder hinabgedrängt, wobei sich ein hitziges Handgemenge entspann, das indes plötzlich durch einen lauten Ausruf des Navahohäuptlings unterbrochen wurde. Dieser sah sich im Gedränge zufällig Old Ben gegenüber und ließ beim Anblick des alten Trappers wie gelähmt den erhobenen Tomahawf sinken, sprang vom Pferde und näherte sich gesenkten Hauptes seinem Gegner, der ihn ganz erstaunt anblickte und ausrief:

„Der graue Bär! Der graue Bär!“

„Ja, der graue Bär, der seinen Tomahawf gegen seinen weißen Vater erhob!“ entgegnete der Häuptling, einen gellenden Ruf ausstößend, der seine Krieger sofort von den Pferden springen und ihre Waffen ins Gras legen ließ, zum nicht geringen Erstaunen ihrer weißen Gegner, die sich diesen Vorgang durchaus nicht erklären konnten; als sie indes ihren Führer dem Häuptling die Hand reichen sahen, steckten sie ebenfalls Revolver und Hirschfänger in den Gürtel und begaben sich nach der Stelle hin, wo Old Ben mit dem Navahohäuptling sich unterredete.

Inzwischen hatte Wilson, trotz der erhaltenen Wunde, mit seinen Desperados den Kampf vor dem Zelte der jungen Nordamerikanerin mit größter Wut fortgesetzt, selbst als er bereits den Arm des Gefechts zwischen seinen roten Verbündeten und den fremden weißen Männern hörte; als jedoch einer von seinen Leuten ihm die Nachricht überbrachte, der Häuptling habe plötzlich den Kampf eingestellt, weil er in dem Führer der Weißen Old Ben

erkannt, wurde der Kentuckier rasend vor Wut. Einen grimmigen Fluch ausstößend, warf er sich auf Pablo, schleuderte denselben durch einen wuchtigen Kolbenschlag zur Seite und drang, gefolgt von seinen nächsten Genossen, über den Körper des ebenfalls niedergeschlagenen Alfies Alsfeld schreitend, in das Zelt ein, wo er schnell eine auf dem kleinen Tische stehende silberne Schatulle ergriff, Mary trotz ihres Sträubens und Schreiens mit dem rechten Arm umfaßte und mit ihr ins Freie eilte, gefolgt von seinen Gefährten, die aus dem andern Zelte zusammengedrängt hatten, was ihnen wertvoll erschienen, und dann mit der jungen Mexikanerin und der Negerin, deren Zetergeschrei nicht achtend, zu ihren Pferden geeilt. Im Nu war der Mustang der jungen Dame gesattelt, die vor Angst und Schreck halbtote Mary im Sattel festgebunden, worauf Wilson und die fünf Desperados, welche ihm gefolgt, mit den beiden Mädchen vor sich im Sattel, in vollster Carrière den westlichen Abhang der Anhöhe hinabflogen und in wenigen Augenblicken hinter dem nahen Gebüsche verschwunden waren.

Vor zehn Jahren hatte der alte Trapper auf seinen Streifzügen am Ufer des Großen Colorado einen schwerverwundeten jungen Indianer gefunden, der sich in das Ufergebüsch geschleppt hatte, um dort zu sterben und seinen Skalp vor dem Messer seiner Feinde zu retten, denen er nach einem blutigen Kampfe noch entkommen, obschon auf den Tod verwundet. Old Ben fühlte Mitleid für die junge Rothhaut, trug den Verwundeten in seine nicht weit entfernte Hütte am Ufer des Colorado, wo er zu jener Zeit seine Biberfallen aufstellte, reinigte und verband die zahlreichen Wunden mit durch langjährige Erfahrung geübter Hand und hatte nach einigen Wochen die Freude, seinen Schützling vollständig wiederhergestellt zu sehen. Seit jener Zeit bestand die herzlichste Freundschaft zwischen dem Indianer und Old Ben; letzterer brachte oft mehrere Wintermonate im Wigwam des jungen Häuptlings zu, der sich inzwischen den Ehrennamen Grauer Bär erworben hatte, und lebte mit dem ganzen Stamme der Navaho auf friedlichstem Fuße, deren Dörfer der Trapper oft besuchte, um sich von seinen Anstrengungen auszurufen.

Als der Häuptling seinen Schmerz über das feindliche Zusammentreffen mit seinem alten Freunde in der leidenschaftlichsten Weise äußerte, beruhigte ihn Old Ben mit den Worten:

„Mein roter Sohn hatte eine Wolke vor den Augen, welche ihn verhinderte, seinen weißen Vater und dessen Brüder gleich zu erkennen; wer aber hat dem Grauen Bären diese Wolke vorgehalten? Ich meine unter seinen Kriegern weiße Männer bemerkt zu haben.“

„Der Rote Büffel hat mich verlockt, mit ihm jenes Lager der Weißen zu überfallen. Der Graue Bär wird ihn dafür strafen!“

Kaum hatte der Führer jenen Namen, dessen Träger ihm nur zu sehr bekannt war, gehört, als er so schnell wie möglich die Anhöhe hinaufeilte, gefolgt von seinen Gefährten und dem Häuptling der Navaho. Leider kamen sie wenige Minuten zu spät, um das schreckliche Unheil zu verhüten, welches die Böfewichte noch im letzten Augenblicke angerichtet. Der Lagerplatz bot einen gar traurigen Anblick dar. Die große Mehrzahl der Vaqueros war gefallen, kaum fünf oder sechs Schwerverwundete zeigten noch Spuren von Leben; vor dem zerrissenen, mit Blut bespritzten Zelte Marys lagen die Körper des erschlagenen Sennor Henriquez und einiger Vaqueros, unmittelbar vor dem Eingange lag Pablo, trotz seiner zahlreichen Wunden noch schwach atmend, neben ihm Alfie, das weiße Haar gerötet von dem aus einer Kopfwunde sickernden Blute. In den Zelten selbst war alles durcheinander geworfen, doch gewahrten die Eintretenden zu ihrem Schrecken, daß dieselben weiblichen Wesen zum Aufenthalt gebietet haben mußten, da aus den aufgebrochenen Koffern mehrere elegante Frauenkleider herausgerissen waren und auf dem Boden umherlagen.

„Wir müssen vor allen Dingen untersuchen, ob keiner von diesen armen Leuten, die hier liegen, mehr zu retten ist,“ sagte Ben, wieder ins Freie tretend.

Eine sorgfältige Untersuchung der innerhalb der Wagenburg liegenden Körper ergab, daß Alfie, Pablo und fünf Vaqueros nicht tot waren; der alte Herr war nur bewusstlos infolge des erhaltenen Kolbenschlags, der ihm zwar eine klaffende Kopfwunde verursacht, ihn aber nicht tödlich verletzt hatte. Pablo und die fünf Vaqueros waren mit zahlreichen Wunden bedeckt, die indes fast nur von Messerstichen herrührten und nicht lebensgefährlich waren, nur infolge des starken Blutverlustes waren sie zusammengebrochen. Als die Begleiter Old Bens einige Eimer Wasser aus dem Fluß heraufgeholt, machte sich der alte erfahrene Trapper an das Reinigen und Verbinden der Wunden und hatte sehr bald die Genugthuung, die sieben Verwundeten zum Bewußtsein zurückkehren zu sehen.

Neuburg suchte, als er das Gesicht des Alfies erblickte, nachdem dasselbe von dem geronnenen Blute gesäubert; er war überzeugt, den alten Herrn nicht zum erstenmal zu sehen, da er jedoch Alfie nur an jenem Nachmittage im Centralpark von New-York flüchtig gesehen, erkannte er denselben nicht sogleich wieder, zumal

ihm der Gedanke höchst unwahrscheinlich erschien, den reichen New-Yorker Handels Herrn so weit im Westen anzutreffen. Erst als Grimsby herantrat, den alten Herrn scharfer ins Auge faßte und ganz erstaunt ausrief: „Bei Gott, Alfie! Wie kommt denn der hieher!“, schwand jeder Zweifel. Der ehemalige Stallmeister hatte häufig mit dem angesehenen Kaufmann zu thun gehabt und kannte denselben daher ganz genau.

Bald darauf gelangte Alfie wieder zum Bewußtsein, schlug die Augen auf, sah sich verstört um und sank mit dem schwachen Ausrufe: „Mary! Wo ist meine Tochter?“ auf die Decken zurück, auf welche man ihn gebettet; nachdem ihm Ben etwas Rum eingeschenkt, gewann der alte Herr so viel Kraft, daß er mit einigen Unterbrechungen den Umstehenden die Ereignisse der letzten Stunden mitteilen konnte.

Kaum hatte der Führer den Bericht des trostlosen Vaters gehört, als er unverzüglich den Häuptling der Navaho zu einer kurzen Besprechung beiseite nahm; wenige Minuten später jagte derselbe mit fünf seiner am besten berittenen Krieger in westlicher Richtung davon. Als Ben zu der Gruppe vor den Zelten zurückkehrte, hörte er noch, wie Alfie zu Neuburg sagte:

„O, Alfie, ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihren verheißenen Beistand. Sie haben schon einmal meine Tochter aus Todesgefahr errettet, es wird Ihnen mit Gottes und Ihrer Freunde Hilfe wohl auch jetzt gelingen, mein armes Kind aus dieser viel schrecklicheren Lage zu befreien.“

„Ihr könnt Euch beruhigen, alter Herr,“ tröstete Old Ben. „Was Menschen thun können, Euer Kind den Händen dieser blutigen Schurken wieder zu entreißen, wird geschehen. Der Häuptling, der seine kurze Verbindung mit dem schuftigen Wilson schmerzhaft bereut und diesem Rache geschworen hat, ist mit fünf seiner erfahrensten Krieger den entflohenen Räubern bereits nachgeheilt; morgen Abend werden wir sichere Nachrichten erhalten, wohin sich die Desperados gewendet haben, dann wollen wir uns aufmachen, blutige Vergeltung an ihnen zu üben. Ich habe ohnehin Abrechnung mit dem roten Wilson zu halten wegen der schändlichen Ermordung eines langjährigen treuen Kameraden von mir, der nie einem Menschen etwas zu leide gethan und den jener Schurke wegen einiger elenden Biberfelle am Gilasflusse niedergeschossen hat.“

„Bevor wir aber die Räuber in unsere Gewalt bekommen, welches entsetzliche Unheil kann meinem unglücklichen Kinde widerfahren!“ jammerte der alte, trostlose Mann.

„Deswegen könnt Ihr unbesorgt sein, Herr,“ entgegnete Ben. „Eure Tochter ist für die Spitzbuben ein viel zu kostbares Unterpfand für ihr eigenes Leben, als daß sie derselben etwas Böses zufügen sollten. Sobald sie merken, daß wir ihnen auf den Fersen sind, werden sie mit uns unterhandeln und ein hohes Lösegeld fordern, sie werden sich daher wohl hüten, der jungen Lady etwas zu Leide zu thun. Doch nun ist genug gesprochen. Ihr, alter Herr, müßt Euch mit den übrigen Verwundeten in den beiden Zelten zur Ruhe begeben, damit Ihr übermorgen wieder bei Kräften seid, um uns bei der Verfolgung der Räuber Eures Kindes begleiten zu können. Wir anderen wollen indes nachsehen, was die Schurken in den Wagen übrig gelassen haben.“

Nachdem die Verwundeten, zu denen auch einer der Ingenieure und zwei Bergleute gehörten, welche in dem Zusammenstoße mit den Indianern einige leichte Fleischwunden erhalten, auf Matrasen und Decken in den beiden Zelten untergebracht worden, sorgte Old Ben mit Hilfe der Indianer für die Fortschaffung der auf dem Lagerplatze umherliegenden Toten nach dem Gebüsche am Ufer des Chaca, wo dieselben beerdigt und ihre Gräber durch einige darüber gewälzte Steine vor den wilden Tieren geschützt wurden. Die Pferde und Maultiere hatten sich losgerissen und waren durch die offenen Lücken zwischen den Wagen ins Freie gelangt; sie waren zum Fluße hinabgelaufen, um ihren Durst zu löschen, und weideten dann zerstreut im hohen Grase am Ufer.

(Schluß folgt.)

Ostersonntag.

(Ebd. S. 483.)

Wohl an die siebenzigmale hat der Greis die Natur im Lenze zu neuem Leben ersehen sehen; er ist dabei gealtert, während die Natur sich immer neu verjüngt. Am Ostersonntag, auf grünendem Plan, da die feierlichen Glockenklänge an sein Ohr hallen, erinnert er sich an seine längstvergangene Jugendzeit, die in einer Reihe bunter, wechselnder Bilder an seinem feierlichen Auge vorüberzieht. Und in die Erinnerung an die Vergangenheit mengt sich leise die Zukunftsahnung. Wie oft noch wird er an diesem Tage Gottes Herrlichkeit preisen, wie oft noch entzückt das Erwachen der Natur belauschen? Es ist so still um ihn her. — Die Natur wird sich verjüngen, auch wenn er im Grabe modert und auf seinem Hügel die Blumen sprechen werden. Denn die Natur ist ewig, der Mensch aber vergänglich. Vergänglich? — Was hallen die Glocken wider? Auferstehen!



Sommerresidenz des englischen Botschafters.

Bilder aus Konstantinopel.

I.

Byzanz, Konstantinopel, Stambul, die „Königin der Städte“, zählt keiner wunderbaren Lage nach zu den schönsten Städten der Welt, wenn es nicht überhaupt die schönste ist, und seiner Geschichte und besonderen Eigentümlichkeiten halber zu den interessantesten. Nach Eusebius Pamphili wurde die Stadt durch Byzas, König von Megara, um 658 vor Christus gegründet. Durch ihre günstige Lage zu einem Handelsemporium wie geschaffen, blühte sie rasch empor, so daß sie zu Herodots Zeiten bereits eine große Bedeutung erlangt hatte, sowohl als Handels- wie auch als Waffenplatz. Als im Jahre 330 nach Christus Konstantin der Große seine Residenz von Rom nach Byzanz verlegte, angelockt durch die kommerziellen und strategischen Vorzüge, welche die Lage derselben darbot, nahm die Stadt einen gewaltigen Aufschwung; von der durch das Goldene Horn und das Marmarameer gebildeten Halbinsel und den weißen, zerfallenden Mauern der heutigen Serailspitze dehnten sich die äußeren Festungswerke in einem großen Bogen bis Balata aus. Das alte Byzanz lag zwischen dem Meere und der Kalesi-moschee, dem Seraskierat und Udua Kapu, die Stadt des Konstantin jedoch, Konstantinopel, geschmückt durch zahlreiche fürstliche und kunstreiche Gebäude, nahm fast genau den Raum des heutigen Stambul ein. Von Konstantin dem Großen bis zu Konstantin Paläologus XIII. teilte die Stadt das Schicksal des römischen Reiches, seine Größe und seinen Verfall, bis es vor den Sturmfluten der Türken zusammenbrach und im Jahre 1453 eine leichte Beute des siegreichen Mohammed II. wurde. Seit dieser Eroberung durch die Türken bietet die Geschichte Konstantinopels noch dem Aussprache eines berühmten Geschichtsschreibers nur eine „widerwärtige Aneinanderreihung von Palastintrigen und Ermordungen“. Nicht der geringste Schimmer des literarischen und künstlerischen Glanzes, welcher die mohammedanischen Höfe von Bagdad, Cordova und Delhi umstrahlte, fiel auf das Serail von Konstantinopel. Einige der türkischen Herrscher, wie Mohammed und Soliman der Prächtige, waren zweifellos große Männer, aber ihre Größe erstreckte sich nur selten über die Künste des Friedens und in der ganzen Stadt erinnert nichts an sie als ihre Grabmäler und die Moscheen, welche ihre Namen tragen.

Den schönsten Eindruck auf den Besucher macht Konstantinopel,

wenn man sich vom Meere aus der Stadt nähert. Beim Eintritt in das Goldene Horn, diesem wundervollen Binnenhafen, erblickt man vor sich Galata, das, wie die meisten Städte im Orient, aus der Ferne gesehen einen prächtigen Anblick gewährt, der leider dann später durch den fürchterlichen Schmutz in den Straßen und Gassen und den Zustand zahlreicher Gebäude sehr viel verliert. Da es in Galata keine Quais gibt, so muß alles, was die Schiffe bringen, mittelst Raiks oder Lichterschiffen ans Land geschafft werden. Diese Raiks, von denen man zu jeder Tageszeit Hunderte auf dem Goldenen Horn und über den Bosporus hin und her rudern sieht, sind leicht gebaute Boote, deren Bug und Stern (Hinterteil) anmutig aus dem Wasser hervorstechen und von ganz gleicher Form sind, denn diese Fahrzeuge besitzen kein Steueruder. Die schwerfälligen Ruder liegen auf einer besonders über den Ruderlöchern angebrachten Stellage, durch welche Einrichtung ein Schaulen des Bootes hervorgebracht wird, welches die Schnelligkeit desselben befördert soll. Diese Raiks sind die Gondeln von Konstantinopel und bieten das bequemste Mittel dar, um außerordentlich schnell von einem Punkte zum andern zu gelangen; sie können höchstens vier bis fünf Personen aufnehmen, welche sich entweder auf Kissen niederlassen, die auf dem Boden des Fahrzeuges ausgebreitet sind, oder auf einem nur wenige Zoll über diesem angebrachten Sitz. Die meisten Raiks sind vortreffliche Segler und manche von größerem Umfange werden zu ausgedehnten Seefahrten benützt.

(Lastträger) der Koffer und warten nur auf einen Wink, um den weiten Weg nach dem hochgelegenen Pera, der Stadt der Franken, einzuschlagen. Diese Hamals gehören auch zu den eigentümlichen Erscheinungen Konstantinopels, lauter große, kräftig gebaute Männer, die ohne Beschwerde Lasten von mehreren Zentnern die steilen, nach Pera führenden Straßen hinauf und hinunter tragen, meistens in einer Art kurzem Trab sich fortbewegend und jeden, der so unvorsichtig ist, ihnen zu begegnen und nicht rasch zur Seite zu springen, sei es auch in den tiefsten Schmutz, rücksichtslos über den Haufen rennen und von den ewig schlüpfrigen Steinen, welche das sogenannte Straßenpflaster in fast ganz Konstantinopel bilden, in den Kot werfen. Oft tragen sie auf ihren eigenartig geformten Tragbältern, deren Gewicht allein einem gewöhnlichen Lastträger vollständig genügen würde, große Kisten, die so breit sind, daß sie fast die ganze Breite der großen Straßen von Pera, in ihrem älteren Teile, ausfüllen. Schreiber dieses hat gesehen, wie ein Hamal in der eben genannten Straße einen Stuhlflügel in seiner Kiste, nachdem zwei andere ihm denselben auf seinen Sattel gehoben, nach Galata hinuntergetragen, wobei man das entsetzliche Pflaster mit in Anschlag bringen muß. Galata, das seinen Namen von einer alten Niederlassung der Gallier hat, ist entschieden der am wenigsten angenehme Stadtteil von Konstantinopel, und der Weg vom Landungsplatz nach Pera führt gerade durch das häßlichste Viertel von Galata. Das Straßenpflaster, wenn man es so nennen darf, sieht aus, als ob es größere und kleinere Steine gerechnet



Die Sophienmoschee.

Wenn der Reisende auf seinem Raik am Zollhause gelandet ist, heißt es sogleich, ein Bakschisch (Trinsgeld) geben an den betreffenden Beamten, damit derselbe sich nur bald entschließt, die in den Koffern wohlverpackten Kleider, Wäsche und was man sonst noch mit sich führt, in die größtmögliche Unordnung zu bringen, den Paß oder sonstige Legitimation zu besetzen, den er schließlich mit einem Lächeln zurückgibt, das mit einem zweiten Bakschisch belohnt wird. Dann bemächtigen sich zwei Hamals

hätte, welche, wie es der Zufall gewollt, in dem weichen Schmutze stecken geblieben sind. Dazu kommt, daß die große Mehrzahl dieser Gassen und Straßen sehr schmal ist und deren Bewohner die schöne Gewohnheit haben, allen Unrat, alle Rückenabfälle und dergleichen jeden Abend einfach auf die Straße zu werfen; die schrecklichsten Epidemien müßten entstehen, wenn es in Galata nicht von herrenlosen Hunden wimmelte, welche in Gemeinschaft mit den Lumpensammlern die Gassen wieder von allem Unkrautern



Die türkische Flotte im Goldenen Horn.



Die Einfahrt ins Goldene Horn.

räumen, und wenn ferner nicht die reine Luft und der regelmäßig aus dem Marmarameere sich einstellende Seewind das Ansammeln von Miasmen verhindern.

Galata wird oben von Pera, rechts von Tophané und links von Kag-Kapu und dem alten türkischen Friedhofe begrenzt; seine Südseite wird von den Wellen des Goldenen Horn bespült, zwischen den Brücken und dem Bosphorus. Alle Nationen sind in diesem Stadtteil vertreten, auch haben vornehmlich Bankiers, Kaufleute und Advokaten ihre Bureau dafelbst; jede Geschäftsbranche ist vertreten. In den sehr bevölkerten Straßen am Ufer gibt es unzählige Kaffeehäuser, Bierbrauereien, Magazine für alles, was Schiffe und Seeleute gebrauchen, Marine-Etablisse-

menten, und wenn ferner nicht die reine Luft und der regelmäßig aus dem Marmarameere sich einstellende Seewind das Ansammeln von Miasmen verhindern.

von Früchten, Fischen, Käse, Limonade, Gefrorenem und hundert anderen Dingen, preisen mit heilerem Geschrei ihre Waren an; ein Strom von Menschen aller Nationen, in den verschiedenartigsten Trachten, in allen Sprachen der Welt redend, wogt durch die große Straße Pera vom Morgen bis zum Abend; ein eleganter Wagen raselt über das holperige Pflaster, gefolgt von einem großen Leichenbegängnis, eine Gruppe türkischer Damen d'un certain âge muftert mit prüfenden Blicken die ausgestellten Seiden- und Atlasstoffe vor einem großen Schaufenster, dort sieht man mehrere Gesandte mit ihren Attaches und Sekretären, alle in voller Uniform, nach der Kirche von St. Marie sich begeben zu irgend einer offiziellen Feierlichkeit, dann folgt wieder eine Abteilung Soldaten in abgetragenen Uniformen. Die große Straße von Pera ist die am meisten internationale der Welt. Die Hotels in Pera sind durchschnittlich gut und nicht teuer, in den Läden und Magazinen findet man alle Artikel, welche man in Paris oder Wien nicht besser haben kann; namentlich sind die Juweliergeschäfte glänzend ausgestattet

Straßen sind meistens makadamisiert und führen den Wanderer nach kurzer Zeit zu dem Palaste von Dolmabahische und den schattenreichen Gebüsch des Sultansparks. Unmittelbar bei der Geschützerei liegt stets eine große Zahl Kaffs, bereit, nach Stutari (Kestüdar) auf dem asiatischen Ufer hinüberzufahren, denn dort ist die am meisten benützte Ueberfahrtsstelle.

Das hervorragendste Gebäude von Tophané ist das auf einem mächtig großen Plage liegende Arsenal, dessen Hauptfront auf den Bosphorus blickt; eine bedeutende Anzahl von englischen, deutschen und französischen Arbeitern ist in den großen Werkstätten desselben beschäftigt. Auf dem Plage vor dem Arsenal stehen zu jeder Zeit Mietsperde bereit, wenn man wünscht, nach Hause zurückzukehren oder in der Kühle des Abends einen Spazierritt längs dem Ufer des Bosphorus zu machen; die Pferde haben wenigstens ein gutes Aussehen, sind gut genährt und ordentlich gepuht; während man in einem ganz munteren Trabe dahinterreitet, läuft der Besizer des Tieres entweder nebenher oder hält sich am Schweif desselben fest, wie an einem Steigbügelriemen.

Tophané zeigt besonders gegen Abend ein recht bewegtes, interessantes Bild: in seinem eleganten, mit zwei prächtigen Grauschimmeln bespannten Wagen sieht man einen Pasha dahertrollen, gefolgt von zwei berittenen Schwarzen, welche stets Pistolen in den Halstern mit sich führen; dort läßt sich ein anderer hoher Würdenträger in seiner reichverzierten Sänfte tragen, in welcher er bolzengerade sitzt, während seine Wangen bei jedem Schritte der unter der Last des wohlgenährten Mannes schwankeuden Träger erzittern. In einer andern Equipage bemerkt man zwei Haremschönheiten, deren zarte Gesicht mit Schleiern aus dem feinsten Musselin bedeckt sind, in Kleibern und Mänteln aus reichgesticktem Atlas; durch die Schleier leuchten Augen, so schwarz wie Schalen und Wangen so weiß wie Porzellan; sie kehren von einem Besuche der Läden und Magazine in Pera und Galata zurück, selbstverständlich wohl behütet und bewacht von mehreren schwarzen Dienern.

In mehreren Straßen von Tophané wird regelmäßig an jedem Abende Markt abgehalten; die herumziehenden Händler sammeln sich dort, nachdem sie tagsüber in den anderen Stadtteilen ihre Waren feilgeboten, stellen ihre Frucht- und Fischkörbe mit dem Reste ihres Inhalts in eine Reihe und plaudern gemüthlich über die Ereignisse des Tages, dabei oft noch gute Geschäfte machend, denn die Straßen sind mit Menschen angefüllt, besonders mit armen Leuten, welche ihre kleinen Einkäufe mit Vorliebe abends machen, weil sie die notwendigen Waren dann wohlfeiler erhalten, welche natürlich durch das Herumtragen während des Tages viel von ihrer Frische verloren haben. Auf dem flachen Dache der Kaserne konzertiert an drei Abenden in der Woche eine Militärmusikkapelle, doch nur während der Sommermonate; eine Menge Menschen lauscht den gerade nicht besonders sanften Weisen derselben auf den Bänken vor den zahlreichen Kaffeehäusern, Kaffee oder ein Gläschen „Mastic“ mit Wasser schlürfend und rauchend. Nur sehr wenige Tamen aus Pera und Galata, selbstverständlich europäische, sieht man auf diesen abendlichen Promenaden in Tophané, da dieselben nicht für fein und elegant gelten.

Von Pera nach Stambul geht man entweder die Galatatreppe



Der Atmelan mit dem Obelisken des Theodosius.

ments, Kleiderläden für Matrosen und so weiter. Auf halber Höhe nach Pera liegt das britische Konsulat, zu welchem eine neuerbaute, etwas sonderbar verzierte Treppe hinaufführt; eine geneigte Tramway läuft durch einen Tunnel von dem Etablissement einer Abteilung des Klubs von Konstantinopel nach Pera hinauf. Ueber ganz Galata ragt der alte, von den Genuesern im Mittelalter erbaute Wachturm.

In unmittelbarer Nähe der Brücke von Galata liegt ein weitläufiges Gebäude, der Khan — die Börse — das eine wichtige Rolle im Leben Konstantinopels spielt. Es ist bekannt, daß die Bewohner der Levante und namentlich die Griechen eine große Leidenschaft für jede Art von Spekulation besitzen, welche sie auf die verschiedenste Weise zu befriedigen suchen. In den Klubs werden jährlich große Vermögen im Kartenspiel verloren und gewonnen; in zahlreichen öffentlichen und heimlichen Spielhöhlen wird dem Hazard eifrigst obgelegen, ungeachtet aller Bemühungen der Regierung, dieselben zu unterdrücken. Die Börse von Galata hat diese Spekulationswut wenigstens in einigermaßen geregelter und gleichmäßiger Bahnen gebracht, doch geht es meistens außerordentlich lebhaft, ja stürmisch während der Börzenzeit dafelbst zu.

Wenn man endlich, von Galata aufsteigend, die Höhe des Plateau erreicht hat, auf welchem Pera sich ausdehnt, so gelangt man gleich in die Hauptverkehrsader dieses vorzugsweise europäischen Stadtteils von Konstantinopel, in die große Straße, welche in dem ältesten Viertel Pera beginnt und bis zum neuerbauten der Frankstadt führt. Der Anfang derselben ist indes keineswegs vielversprechend, das Pflaster gerade so abheulisch wie in den Gassen von Galata, die Straße schmal, die Häuser alt, mit vorstühenden Stockwerken, wie in den alten Städten Deutschlands, so daß die oberen nur wenig von den gegenüberliegenden Häusern entfernt sind. In früheren Zeiten, als der Schmutz auf den Straßen noch ärger war als heutzutage, wagte keine einzige Dame sich hinaus; sie begnügte sich, in ihrem Erker zu sitzen, von dem aus sie ganz bequem mit Freunden und Bekannten plaudern konnte, welche zu Pferde vor demselben hielten.

In den Straßen Pera herrscht ununterbrochen ein außerordentlich reges Leben und Treiben: herumziehende Verkäufer

und leisten Vortreffliches.

Nach Galata-Serai zu wird die Straße breiter und ist auch gut gepflastert, verläuft sich indes nach einigen hundert Metern in den bereits ländlichen Distrikt von Tarim.

Zwischen Galata und Sali-Bazar, dem Punkte, an welchem das Goldene Horn in den Bosphorus mündet, liegt Tophané, berühmt durch seine große Kanonengießerei, Kaserne und einen schönen Brunnen. Der allgemeine Charakter von Tophané ist vorwiegend militärisch. Die Hauptstraße ist eine Fortsetzung der Pferdebahn, welche am äußersten Ende von Galata beginnt und längs des Bosphorus nach Ortaolli führt. Eine eigentümliche Erscheinung ist, daß die Straßen und Plätze des vorzugsweise von Türken bewohnten Tophané bedeutend sauberer gehalten sind als die in den vorwiegend fränkischen Stadtteilen Galata und Pera, in welchen es beständig nach gebadenen Fischen riecht; die breiten, hübschen



Straßenhunde.

hinunter oder über die Galata- oder Neue Brücke; ein drittes Kommunikationsmittel bildet die innere Brücke, auf welcher man unterhalb der Mole von Sultan Mehmed und des Aquadukts von Kaiser Valens nach Stambul gelangt.

Stambul sowohl wie Galata waren in früheren Jahrhunderten von starken Mauern umgeben und bildeten jedes für sich eine Festung, deren Thore sich regelmäßig an jedem Abende schlossen; noch zur Zeit des Krimkrieges geschah dieses in Galata und nur ein einziges Thor nach Pera hin blieb den Passanten, gegen Entrichtung eines Sperrgeldes, zur Benützung offen. Die Mauern von Galata sind zum großen Teile verschwunden, teils zerfallen, teils abgebrochen, um mit dem Material derselben Häuser zu bauen; hin und wieder nur trifft man auf einige Reste, die erhalten blieben, jedoch mit den jetzt noch vorhandenen Mauern Stambuls gar nicht in Vergleich kommen können, welche noch heute deutlich den Umfang der alten Stadt erkennen lassen. Am Fuße dieser Festungsmauern bis zu den Sieben Türmen läuft die Eisenbahn nach Adrianopel längs der Küste des Marmarameeres. Man kann vom Waggon aus ein gutes Stück derselben überblicken, doch muß man unbedingt ein Boot nehmen, wenn man sie einer näheren Besichtigung unterziehen will, da an sehr vielen Stellen das Meer die Felsen bespült, auf welchen die Mauern errichtet sind.

Auf der Landseite erheben sich die Befestigungsmauern Stambuls in doppelter, an manchen Stellen sogar in dreifacher Reihe hinter einander, die und da unterbrochen durch einen vieredigen Turm und überall von einem tiefen Graben umgeben; obgleich halb zerfallen, ist ihre Linie noch größtenteils zusammenhängend. Ein Rundgang auf diesen Wällen, von Telfair bis zu den Sieben Türmen, ruft einen traurigen Eindruck hervor, wenn man an die glorreiche Vergangenheit denkt und nun nichts als trostlosen Verfall erblickt. Bei dem Schloß der Sieben Türme, welches nur eine besondere Gruppe dieser rohen Befestigungen bildet, liegt das Goldene Thor und das nicht mehr benützte Staatsgefängnis. Alle diese Mauern und Wälle sind der heutigen Artillerie gegenüber vollständig wertlos, das wissen die Türken auch sehr wohl und überlassen sie daher dem allmählichen Verfall; die zur wirklichen Verteidigung Konstantinopels bestimmten Werke liegen auf den benachbarten Hügeln an strategisch wichtigen Punkten und sind wohl erst seit kurzem vollendet worden.

Zu den Neuerungen in dem alten Stambul gehören die Eisenbahn und die Tramway; die erstere beginnt an der Festungsmauer und läuft längs der Meeresküste nach Kisten; die Straßenbahn nimmt ihren Anfang ebenfalls an der Mauer, geht bei der hohen Pforte, der Sophienmoschee, dem Atmeidan, der Osmanie und Kalesiosmoschee vorüber und durchkreuzt somit die ganze Stadt Stambul. Auf dem Hügel liegt der Platz des Serraskierats, zu beiden Seiten desselben die neuen Gebäude des Kriegsministeriums und ein Turm, der Ähnlichkeit mit dem von Galata hat. Der in unserem Bild dargestellte Atmeidan ist der größte Platz von Konstantinopel; an ihm liegt auch die schönste von allen Moscheen, die des Sultans Achmet mit ihren sechs vierfachen Minaretts. Dann ist noch der Große Bazar zu erwähnen, eine unter einem Dache vereinigte Anzahl von Buden und Läden, in denen Massen von Teppichen, Seidenzeugen, Waffen und allen möglichen Dingen aus der ganzen Welt feilgeboten werden; ein Gang durch diesen Bazar bietet sehr viel Interessantes und gewährt einen Einblick in das muslimänische Leben. An dem Atmeidan, auch Hippodrom genannt, liegt auch die Sophienmoschee, das Modell zu allen übrigen Moscheen Konstantinopels, welche, in Gestalt eines griechischen Kreuzes, einen ungeheuren Flächenraum einnimmt mit ihrer flachen Kuppel, ihren Säulen, Mosaischen, Kapellen und Minaretts.

Das alte Serrail zwischen der Sophienmoschee und dem Meere ist jetzt verlassen und da; einst spielte es eine hochwichtige Rolle in der türkischen Geschichte; es liegt auf der äußersten Spitze der Halbinsel von Stambul, eine Masse von regellos aneinander gereihten Gebäuden, mitten in Cypressengebüschen. In diesem alten Serrail befindet sich auch die „Pforte“, ein halbkreisförmiger Bogen mit einer arabischen Inschrift, von welcher die türkische Regierung ihren Namen erhalten.

Rehren wir einen Augenblick zur Aja Sofia, der Sophienmoschee, zurück. Gleich nach der Eroberung Konstantinopels und nach der Vertreibung der plündernden Soldaten aus der prachtvollen Kirche, in welche sich mehrere tausend Einwohner vergeblich geflüchtet, denn sie fielen alle unter den Streichen der Türken, befehlt Sultan Mohammed einem Muezzin aus seinem Gefolge, die Gläubigen zum Gebet zusammenzurufen, er selbst nahm den Stuhl des Patriarchen ein und verrichtete in dem berühmten christlichen Tempel das erste Gebet nach den Vorschriften des Koran. Das herrliche Mosaischenwerk wurde von den Türken an allen Stellen weiß überstrichen, wo ein Bild eines christlichen Heiligen eingelassen war; indes ist es ja bekannt, daß das Bild Christi, welches sich über dem Allerheiligsten befand, noch durchschimmert durch den Ueberzug, mit welchem es bedeckt worden, so daß die Umrisse desselben deutlich erkennbar sind.

Zu den Sehenswürdigkeiten Konstantinopels gehören auch die Friedhöfe, von denen es eine Anzahl gibt; wozu man sich auch wendet aus der inneren Stadt, führt man entweder auf ein Mausoleum, eine Moschee mit dem Grabe eines Sultans oder sonst eine Ruhestätte eines hervorragenden Mannes, besichtigt von Cypressen oder Maulbeerbäumen, gekennzeichnet durch mit einem Turban geschmücktem Grabstein aus weißem Marmor. Auf der Westseite des Goldenen Horns sind die bedeutendsten Friedhöfe das Petit Champ des Morts, zwischen Pera und Akg Kapu, der jüdische Begräbnisplatz hinter Hesteni, der große Friedhof bei Tarim und der dicht daneben liegende armenische. Außerhalb Stambuls zieht sich eine ununterbrochene Reihe von Friedhöfen vom Goldenen Horn bis zum Bosphorus hin; der berühmteste und von jedem Fremden besucht ist jedoch der von Skutari am entgegengesetzten Ufer des Bosphorus. Derselbe hat eine größere Ausdehnung als die beiden Städte Galata und Topkapı zusammen; ein Sprichwort sagt, mit den Grabsteinen des Friedhofs von Skutari könne man ganz Konstantinopel neu aufbauen und mit dem Weizen, der dort wachsen könnte, die Einwohner ernähren. Kein einziger von allen diesen Begräbnisplätzen ist eingeebnet oder wird beaufsichtigt; dennoch kommt niemals, bei der großen Pietät der Türken für ihre Toten, irgend eine Verwüstung oder mutwillige Zerstörung der Gräber vor.

Von unseren Illustrationen zeigt ein Bild die reizend in

Therapia am Bosphorus gelegene Sommerresidenz des englischen Vizekonsuls bei der Pforte; eine weitere Skizze veranschaulicht das Goldene Horn mit der türkischen Panzerflotte; wie bereits früher erwähnt, bildet das Goldene Horn den Binnenhafen Konstantinopels, während der Bosphorus die Mündung desselben ist. Ein recht charakteristisches Bild zeigt uns eine Straße in Stambul mit einer Anzahl herrenloser Hunde, dieser für die Reinhaltung derselben so überaus nützlichen Tiere, da sie die einzigen Geschöpfe sind, welche die Befestigung der regelmäßig auf die Gasse geschütteten Abfälle und so weiter besorgen, und das nicht nur in Konstantinopel, sondern in allen Städten des ganzen türkischen Reiches. Ihre Zahl in der Hauptstadt ist gar nicht, auch nur annähernd, festzustellen; in der großen Straße von Pera rechnet man zehn Hunde auf jede hundert Schritte; in den türkischen Stadtvierteln sind sie zahlreicher als in den französischen, was keinen Grund darin hat, daß sie von den Türken besser behandelt werden. Alle Hunde haben ihre bestimmten Distrikte und Viertel und wachen eifersüchtig darüber, daß kein Hund aus anderen Vierteln sich bei ihnen eindringt.

Eine Ansicht der französischen Viertel Galata und Pera mit der Galatabrücke im Vordergrund weist die Stirnseite unseres Festes. Diese Brücke gehört zu den hervorragendsten Typen von Konstantinopel; den ganzen Tag hindurch bewegt sich eine bunte, sich drängende Menge über dieselbe, die so zahlreich ist, daß, obgleich das Brückengeld nur zehn Para oder nicht einmal zwei Pfennig beträgt, jeden Abend ganz beträchtliche Summen von den Einnahmern desselben abgeführt werden, die in ihren weißen Röcken auf der Brücke aufgestellt sind. Das Goldene Horn hat an jener Stelle die Breite der Themse bei London. Eine ganze Schar von Bettlern treibt sich auf der Brücke umher; sie halten entweder ein Taschentuch in die Höhe, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, oder sie berühren leise den Arm der Vorübergehenden; die meisten sitzen zu beiden Seiten auf niedrigen Schemeln. Von dieser Brücke aus fahren die Dampfboote nach den Prinzessinneninseln, dem Bosphorus und der asiatischen Küste. Ganz abgesehen von der herrlichen Aussicht auf Galata und Pera, gehört ein Spaziergang auf der Galatabrücke zu den angenehmen Unterhaltungen.

Die ferner beigefügten Skizzen zeigen die Aja Sofia, die Sophienmoschee, mit der flachen Kuppel und den schlanken Minaretts auf den vier Seiten, den sich an die Moschee anschließenden Atmeidan oder Hippodrom in Stambul; ursprünglich vom Kaiser Severus zu einem ungeheuren Zirkus bestimmt, diente er nach der Eroberung den Janitscharen als Exercier- und Reitplatz, wie schon der türkische Name besagt, da At ein Pferd und Meidan einen Platz bedeutet, und endlich die prächtige, schiffbedeckte Einfahrt ins Goldene Horn.

Schloß Braunfels an der Lahn.

(Bild S. 482.)

Das liebliche Lahnthal in nächster Nähe von Gens gehört in das Programm der dortigen Badegäste, seinen ganzen Reiz aber lernt man auf flüchtigen Touren nicht kennen — Limburg mit seinem Dom, das malerische Weilburg sind schon zu entfernt, und von dem schönsten Schloße, Braunfels, das zwischen Weilburg und Wehr lag auf einem südlichen Höhenjunge thronet, weiß man nur vom Hörensagen. Und doch ist Braunfels in herrlicher Berg- und Waldgegend einer der lebenswertesten Punkte, und das Schloß findet auf deutschem Boden nur eine Konkurrenz in dem berühmten Vernigeröder.

Seit dem zehnten Jahrhundert stehen die Grundmauern auf dem Basaltfelsen, das alte Geschlecht der Solms, welches damals sich auf dem „braunen Felsen“ ansiedelte, leitet seinen Ursprung gleich dem Hause Nassau von Otto dem Salier, dem Stammvater der hiesigen Kaiser, her und herrscht noch heute droben auf dem Schloß. Kriegsstürme haben daselbst oft umtobt, mehr als einmal hat das Feuer dort oben gewüthet, aber immer wieder haben sich neue Mauern und Türme erhoben.

„Wer dieser Burg Frieden bricht, der wird also gerichtet!“ jagt die am Thor hängende blutige Hand unter dem Wächter noch jetzt wie in vergangenen Jahren; aber dennoch ist der Friede nicht gewahrt, mehr als einmal hat die Burg feindliche Bejahung gehabt.

Heinrich Trajettinus von Solms ist einer der Helden, auf den das Fürstenhaus besonders stolz ist; er fand als niederländischer General 1683 den rühmlichsten Tod auf dem Schlachtfeld. Amalie von Solms, die Gemahlin des Erbstatthalters Heinrich der Niederlande, war Vormünderin ihres Enkels Wilhelm III. von England; ihre Tochter Luise Henriette wurde dem großen Kurfürsten vermählt, eine andere mit Friedrich Wilhelm von Nassau, die dritte war die Mutter des „alten Dessauer“.

Die heutige Gestalt erhielt Schloß Braunfels durch den jetzt regierenden Fürsten Georg, einen besonders kunstliebenden und kunstverständigen Herrn, der daselbst durch Ausbau und Renovation getreu im mittelalterlichen Stil wieder herstellen ließ. Mit ihren mächtigen und schlanken Türmen, ihren festen Mauern und Zinnen ragt die alte Burg weit hinaus über die benachbarten Berge — zu ihren Füßen, schuttbefähigt, schmiegt sich das Städtchen gleichen Namens. Herrliche Anlagen umziehen Burg und Stadt, dieselben sind mit ihren uralten Bäumen und reizvollen Gartenpartien allen Spaziergängern zugänglich.

Das Schloß enthält reiche Kunstschatze, die bereitwillig Fremden gezeigt werden, gute alte und neuere Bilder, Waffen und Rüstungen — der Rittersaal ist sehr interessant.

Eine besondere Beziehung hat Schloß Braunfels zur heiligen Elisabeth. Die Tochter der frommen Frau war Aebtissin des Klosters Altenberg, das bei der Säkularisation in Solms'schen Besitz kam — das Museum des Schloßes birgt das Brautgewand der heiligen Elisabeth, das Gertrudis zu Etola und Singulum für den Priester ihrer Kirche verarbeitete, ferner den Brautring derselben und einen Ring, der zum Abendmahl verwendet wird. Die Elisabethenzimmer des Schloßes enthalten Bilder mit Darstellungen aus dem Leben der Heiligen.

Kloster Altenberg hat wieder eine ernste Bestimmung erhalten: unter der Kirche ist eine Familiengruft hergestell, die

in Zukunft alle Glieder des Hauses Solms aufnehmen wird. Als erste ruht darin Fürstin Ottilie von Solms, die fünfundvierzig Jahre auf dem Schloße zu Braunfels residierte, eine geistreiche, edle Frau, eine unvergessene Wohltäterin der Armen.

Güter Burgzauber weht wieder durch die Räume des stolzen Schloßes, die mit großem künstlerischem Geschmac eingerichtet sind, und frisches Burgleben ist zurückgekehrt, seit Fürst Georg, ein Enkel der Königin Friederike von Hannover, seine Gemahlin in dasselbe geführt, eine wunderschöne, blonde italienische Prinzessin, durch deren Kinderträume es nicht gezogen sein mag, daß an der Wiege ihrer Kinder auf Bergeshöhe in deutschen Landen einmal deutsche Wiegenlieder gesungen würden und die ihnen doch als beglückte Mutter so gerne lauscht.

Herrlich ist die Architektur des Schloßbaues, herrlich sind die Kunstsammlungen, und schwer kann man sich von ihnen losreißen, noch schwerer wird es aber wohl jedem werden, sich zu trennen von der prachtvollen Aussicht, welche man von den Türmen, Zinnen und Altanen genießt in das liebliche Lahnthal mit seinem silbernen Flußbände, seinen Höhen, Wäldern und malerischen Ortschaften.

Die Königin und die Thronfolgerin der Niederlande.

(Porträt S. 482.)

Seitdem die Krankheit des Königs der Niederlande sich als eine so schwere und langwierige erwies, daß die Frage der Regentschaft eine brennende wurde, haben sich die Augen der Welt mit erhöhtem Interesse auf Königin Emma und ihre zur Thronfolge außersehung Tochter, die Prinzessin Wilhelmine, gelenkt. Wir säumen daher nicht, diese beiden hervorragenden Vertreterinnen des holländischen Königshauses unseren Lesern im Bildnis vor Augen zu führen.

Königin Emma ist eine geborene Prinzessin von Waldeck und Pyrmont und die zweite Gemahlin des Königs Wilhelm III. der Niederlande, mit dem sie sich am 7. Januar 1879 vermählt hat. Durch ihre Mutter, die Fürstin Helene von Waldeck, eine Schwester des Herzogs Adolf von Nassau, entstammt die Königin der älteren herzoglichen Linie des Hauses Nassau-Oranien. Prinzessin Wilhelmine ist, als das einzige dieser Ehe entsprossene Kind, am 31. August 1880 geboren, steht also jetzt in ihrem neunten Lebensjahre.

Ursprung verschiedener Worte und Redensarten.

Von

E. Redenhall.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Philister.

Paris hatte früher ein zur Verpflegung von Pilgern bestimmtes Hospital, und die Hospitaliten, welche von den Studenten fleißig besucht und belacht wurden, erhielten wegen ihres oft abenteuerlichen und schmutzigen Aussehens von ihnen den Spottnamen Belistres (schmutzige Tölpel, Vogel scheuch). Die geduldrigen Belistres wurden die Stammväter des weitverbreiteten Philistervolks.

Sporteln.

Ist römischen Ursprungs. Vornehme Römer hatten, wenn sie in Geschäften oder zur Erholung ausgingen, immer eine Schar sogenannter Klienten um sich, welche dienstfertig voranschritten, im Gedränge Platz machten und so weiter. Der Lohn für diese Dienste bestand in dem Glüd, von dem Patron, der mit seinen Gästen an einer besondern Tafel saß, an einer andern mit schlechteren Speisen bewirtet zu werden. Später schien den vornehmen Römern auch diese Ehre noch zu groß und man zog es daher vor, denen, welche als des Morgens anwesend, von dem Ramennemer (nomenclator) aufgezeichnet waren, das Essen des Abends in Körbchen (sportulae), die in der Vorhalle aufgestellt waren, prahlerisch zu verabreichen und auch dort bald verzehren zu lassen. Später wurden im Interesse aller Teile diese sportulae nicht mehr in Natur, sondern in Geld ausbezahlt, wobei man für diese kleinen Geldsummen den alten Namen beibehielt, welcher sich (Sporteln) für Nebeneinkünfte bis heute erhalten hat.

Juchten.

Der richtige Name des hauptsächlich in Rußland auf eigenständige Art zubereiteten Leders ist Juchten und kommt von dem russischen Wort juhti (ein Paar), da die Häute beim Färben paarweise wie ein Sack zusammengeknüpft werden. Hat man in diesen Sack die Farbenbrühe hineingegossen, so wird die Färbung zugewandt und der Sack hin und her gerollt und geschüttelt.

Auch eine schöne Gegend.

Diese Redensart, welche diesseits wie jenseits des atlantischen Ozeans sprichwörtlich gebraucht wird, gehört ursprünglich einem Gespräch zweier Berliner Frauen an, das sich in „Glasbrenners Berlin, wie es ist und trinkt“, findet. Sie fragen sich gegenseitig, wo ihre Söhne im Freiheitskriege gefallen seien. Als die eine antwortet: „Bei Leipzig“, erwidert die andere im Berliner Dialekt die obige Redensart, die nun inzwischen auch im hochdeutschen Boden gefaßt hat.

Fersengeld geben.

Nach dem alemannischen Recht mußte der, welcher seine Rittkämpfer in der Gefahr verließ und dadurch in Lebensgefahr brachte, 160 Solidus als Strafe bezahlen, weil er dem Feinde die Fersen gezeigt hatte. In einigen Gegenden, zum Beispiel in Schlesien, heißt einem Fersengeld geben so viel als seinem Vordermann auf die Fersen treten, um ihn zu schnellerem Gehen zu veranlassen.

Ein Hagarssohn.

Eine Geschichte aus unserer Zeit

von

Sall Caine.

Autentische Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Abbeys Gardens, die Straße, welche vor der Kirche hinlief, war dunkel und menschenleer, ein betrunkenes Weib nur ging taumelnd derselben entlang.

Als Hugo die Straße überschritt, blickte er an der schweren Masse des Klostergebäudes hinauf. Die Lichter waren schon ausgelöscht und alles dunkel im Innern. Er ging weiter, aber einem plötzlichen Einfall folgend, blieb er stehen und schaute noch einmal zurück.

In diesem Augenblick bemerkte er, daß in dem tiefen Schatten des Portals sich etwas bewegte. Die flackernde Straßenlaterne sandte einen Lichtstrahl nach jener Richtung, der ihn eine weibliche Gestalt entdecken ließ, welche mit ängstlich scheuen Blicken die zitternde Hand nach dem Griff des Glockenzuges ausstreckte. Die Hand fiel wieder herab, ohne daß die Glocke ertönte. Wieder erhob die Gestalt die Hand und wieder ließ sie sie fallen. Dann ging sie mit unsicheren Schritten die Stufen hinab und wandte sich zum Gehen.

Hugo ging wieder über die Straße hinüber; trotz seiner innerlichen Aufregung erweckte dieser Zwischenfall sein Interesse.

Die Gestalt kam ihm entgegen. Er stellte sich ihr in den Weg. Das Licht fiel hell auf sie — es war Mercy Fisker.

Mit leisem Aufschrei wich das Mädchen gegen das Gitter des Klosters zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Bist Du es, Mercy?“

Sie gab keine Antwort und versuchte sich fortzuschleichen. Aber er hielt sie mit sanfter Gewalt zurück.

„Warum hast Du Hendon verlassen?“ fragte er.

„Ich bin Dir eine Last geworden, Du hast mich nicht mehr nötig!“ sagte das Mädchen im Tone tiefen Schmerzes. Dann begrub es wieder sein Antlitz in den Händen.

Er antwortete nicht sogleich. Sie mochte sich erst ausweinen.

Mercy erhob ihr Gesicht; ein trüber, schwermütiger Ausdruck lag in den entzündeten Augen.

„Nun, Du weißt, wie ich wartete und wartete, und Du kamst nicht — so lange, lange Zeit — Du warst meiner überdrüssig, Dein Herz verlangt nicht mehr nach mir!“ sagte sie.

Eine Woge bitterer Erinnerungen erstickte ihre Stimme. Nicht ungerührt stand er vor ihr und blickte in das kindliche, thränenfeuchte Gesicht, indes der Nachtwind in ihrem blonden Haar spielte.

„Wo bist Du seitdem gewesen?“ fragte er.

„Ein Mann, der zu Marthe fuhr, brachte mich in seinem Wagen hieher. Ich wurde ohnmächtig, und dann führte er mich in sein Haus. Er wohnt hier in der Nähe, in der Roststraße. Sein Weib ist bettlägerig und solch eine gute Seele und so freundlich gegen mich. Aber sie sind arm und ich hatte kein Geld und fürchtete, ihnen zur Last zu fallen, und dann — außerdem —“

„Nun, was?“

„Sie sah, daß ich — sie sah, was beversteht. — Als Frau wußte sie, daß ich bald —“

„Ja, ja!“ sagte Hugo, indem er einen neuen Thränenstrom durch eine leichte Berührung mit der Hand aufhievte. „Wie rot Deine Augen aussehen! — Sind sie schlimmer geworden?“

„Der Mann war sehr gut, er führte mich zu den Ärzten in einem Hospital und die sagten — ach, sie sagten, ich könne die Sehkraft verlieren.“

„Arme kleine Mercy!“ sagte Hugo.

Er schämte sich, über seine eigenen Leiden kleinmütig geworden zu sein. Wie schwer waren sie noch vor einer Weile ihm erschienen, und doch, was waren sie im Vergleich mit dem drohenden Unglück, der bitteren Angst des armen Mädchens? Lustgebilde ohne Wirklichkeit!

„Du mußt Mut fassen, Mercy,“ tröstete er. „Ich habe neulich etwas zornig mit Dir gesprochen, aber das ist jetzt vergessen, nicht wahr?“

„Ach, warum hast Du je — je mich finden müssen?“ klagte das Mädchen.

„Sich, Mercy, alles wird wieder gut werden! Was brachte Dich denn hieher?“

„Eine der Schwestern — sie besuchen Kranke — eine von ihnen kam in das Haus, wo ich mich jetzt aufhalte, und ich erfuhr, daß zuweilen heimatlose Mädchen im Kloster aufgenommen werden, und so dachte ich, da ich jetzt heimatlos und — und —“

„Du armes kleines Ding!“

„Vorgestern nacht kam ich hieher, aber ich sah Deinen Bruder Paul hier auf und ab schreiten, deshalb ging ich wieder fort.“

„Paul?“

„Dann kam ich gestern nacht, und wieder war er da. Deshalb ging ich wieder fort, ohne mein Vorhaben auszuführen. Heute abend kam ich früher und fand ihn nicht vor. Aber gerade, als ich die Glocke ziehen wollte, um zu sagen, daß ich keine Heimat habe und daß meine Augen immer schlimmer werden, sagte mir eine innere Stimme, sie werden mich fragen, ob ich einen Vater habe und warum ich ihn verlassen. Und da hatte ich nicht mehr den Mut, die Glocke zu ziehen — und da dachte ich, wenn ich nur sterben könnte — ja, wenn ich nur sterben könnte und — vergessen — und kein Morgen mich je wieder erwecke!“

„Ruhig, ruhig, Mercy! Du sollst heimkehren zu Deinem Vater!“

„Nein, nein, nein!“

„Doch! Und ich werde mit Dir gehen!“

Dann trat ein Schweigen ein. Furchtsam blickten die trüben Augen zu ihm auf, in sein Gesicht, auf welchem ein leises Lächeln spielte.

„Ah!“

Ein lichtstrahlendes Bild trat vor ihre Augen — das Bild eines schönen, sonnenhellen Tages, wo sie Hand in Hand mit ihm, den sie liebte, zu ihrer verlassenen Heimat in den Bergen zurückkehrte, um die Thränen ihres Vaters zu trocknen. Aber sie stand ja hier in der dunklen Straße der großen Stadt und die Heimat lag in weiter Ferne.

Er lachte innerlich über ein anderes Bild: in einem Anfall von grimmem Humor sah er all seine verlangende Leidenschaft besiegt und sich selbst als den häuslichen, respektablen Ehemann dieses einfachen weiblichen Wesens.

„War Paul allein, als Du ihn sahst?“ fragte Hugo.

„Ja. — Und wirst Du ihnen alles sagen zu Hause?“

Der abgewandte Blick des jungen Mädchens war in weite Ferne gerichtet.

„Mercy, ich hätte einen Auftrag für Dich.“

„So — ja.“

Hugo hob das Gesicht des jungen Mädchens empor, um ihre abwesenden Gedanken zurückzurufen.

„Paul wird heute wiederkommen; Du mußt auf ihn warten und mit ihm sprechen.“

„Ja, ja, aber wird er mich nicht ausfragen?“

„Was schadet das! Gib ihm nur Antwort. Nur das sage ihm nicht, daß ich Dich beauftragt habe, mit ihm zu sprechen. Sage ihm — wirst Du daran denken? — hörst Du mich? — sieh mir ins Gesicht, Kleine!“

„Ja, ja!“

„Sage ihm, daß Mister Christian — Du weißt, der Vikar — nach London gekommen sei und ihn sogleich zu sprechen wünsche. Sage ihm, der Vikar habe ihn im Hotel, Regent Street, aufgesucht, aber dort nicht gefunden, und er sei jetzt im Gasthaus in Hendon — kannst Du das behalten?“

„Ja.“

„Wohin wolltest Du jetzt eben gehen, Mercy? Zu Deinen armen Freunden zurück?“

„Nein. Aber wird er auch sicher heute abend kommen?“

„Kein Zweifel! Um welche Zeit kam er gestern abend?“

„Um zehn Uhr!“

„Es ist jetzt nahe an neun Uhr. Sage ihm, er solle sogleich nach Hendon gehen, und wenn er geht, gehst Du mit ihm. Verstehst Du?“

„Ja!“

„Vergiß nicht — heute abend — morgen abend ist's zu spät! — Wenn er nicht kommt, mußt Du mir nach Hendon folgen und es mir sagen, ich werde dort sein. Aber dies sage ihm nicht, verstehst Du?“

Das Mädchen gab ein schwaches Zeichen des Verständnisses.

„Und nun adieu für eine Stunde oder zwei, Kleine!“

Er wandte sich um und ging. Sie blieb allein vor dem düstern Kloster, aber sie war doch nicht ganz allein. Ein neuer schöner Traum umfing sie und erfüllte ihre Seele mit strahlendem Licht.

Hugo schritt rasch durch die Parlamentsstraße über Trafalgar Square nach Haymarket. Die Straßen waren belebt, Menschenmenge um Menge hastete an ihm vorüber. Leute, die dem Elend, und solche, die dem Vergnügen nachjagten; brave Männer, die erst von der Arbeit kamen, und Gesindel, das die Nacht aus seinen schmutzigen Höhlen getrieben.

Durch diese Menge schritt, mächtig wie ein Riese, ein stattlicher Mann. Seine unsichtbar wandernden Augen blickten vorwärts, sein strenges, blaßes Gesicht war teilnahmslos und ernst. Hugo sah ihn, sie gingen auf zwei Schritte an einander vorbei, ohne ein Zeichen des Erkennens. Der eine wanderte in stiller Trauer nach dem Sanct Margaret-Kloster, der andere war auf dem Weg nach dem alten Gasthaus in Hendon.

Eine Stunde später stand Hugo in der Schenkstube des Falken. Sein Entschluß war gefaßt, sein Plan fertig.

„Ist jemand bei ihm?“ fragte er die Wirtin, indem er nach der Treppe zuschritt.

„Nicht, daß ich wüßte, Herr, aber er scheint sehr unruhig und aufgeregt zu sein, und ich weiß nicht, ob ich recht verstehe, warum...“

Hugo brachte ihre geschwätzige Zunge zum Schweigen.

„Ich habe das Mädchen gefunden, sie wird heute abend wieder zu Ihnen kommen, Frau Drayton. Wenn sie den Herrn mitbringt, welcher diese Gepäckstücke bei Ihnen zurückließ, so führen Sie ihn in das Schlafzimmer Ihres Sohnes und sagen Sie ihm, die Person, welche er zu sprechen wünscht, sei angekommen und werde sogleich bei ihm sein.“ Dann ging er die Treppe hinauf und rief noch von oben herab: „Sobald er im Zimmer ist, kommen Sie hinauf und sagen es mir!“ Nach einem Augenblick rief er wieder hinab: „Wo ist der Schlüssel zu dieser Thüre? Bringen Sie ihn!“

Die Wirtin ging mit dem Schlüssel zu Draytons Schlafstube hinauf. Das Zimmer war leer, die Thüre stand offen. Hugo versuchte den Schlüssel und sah, daß er leicht schloß.

„So ist's gut,“ sagte er in zufriedenerm Tone.

Die alte Frau war im Begriff, sich zu entfernen, indes Hugo nachdenklich mit gesenktem Kopf da stand.

„Hören Sie einmal, Frau Drayton, Sie sollten sich von dem Mädchen zuweilen ein wenig helfen lassen!“

„O Herr, das verlange ich niemals, da sie doch mein Gast ist.“

„Unsinn, Frau Drayton, sie ist noch jung und flink und Ihre eigenen Jahre sind schon etwas über die besten hinaus! Wie geht's heute mit Ihrer Lunge? Ist es leichter mit dem Atemholen?“

„Nun, ich kann nicht sagen, daß es viel besser ist, aber ich danke Ihnen sehr, Herr,“ und ein anhaltender Husten-anfall bestätigte die Worte der Wirtin.

„Nun, das ist eine böse Geschichte, meine gute Frau!“

„Ja, ja, Herr!“

„Denken Sie einmal nach, gibt es nichts, was das Mädchen thun könnte, wenn sie kommt; ist nichts nötig, keine Beschäftigung?“

„Ja, Herr, es muß noch Wein im Keller abgezogen werden, und der junge Mensch, der es thun sollte, ist so nachlässig und unwillig — ich muß schon sagen —“

„Ganz recht, Frau Drayton; senden Sie das Mädchen hinab in den Keller, wenn es kommt, und lassen Sie es da unten, bis es Zeit ist zum Schlafengehen.“

„Ich danke Ihnen, Herr, es ist wirklich sehr gütig und rücksichtsvoll von einem Herrn wie Sie.“

Die Wirtin ging hinab, mit dem alten Kopf dankbar nickend. Der rücksichtsvolle Herr ließ den Schlüssel in Draytons Thüre von außen stecken und stieg eine steile Treppe hinauf, welche am Ende des Ganges nach oben führte. Oben klopfte er an eine Thüre. Zuerst erhielt er keine Antwort, dann hörte man leise Schritte innen.

„Nun, öffnen Sie doch!“ sagte Hugo ungeduldig.

Die Thüre wurde vorsichtig geöffnet. Drayton stand hinter derselben, als Hugo eintrat. Es war kein Licht in dem Zimmer. Der rote, glühende Docht einer Talgkerze, welche eben ausgelöscht worden zu sein schien, erfüllte die Luft mit übertriebenem Qualm.

„Machen Sie Licht,“ sagte Hugo.

Drayton kniete nieder in der Dunkelheit, suchte tastend auf dem Boden nach einer Schachtel Zündhölzer und zündete die Kerze wieder an. Er war in Hemdärmeln.

„Es ist kalt ohne Rod, wie?“ sagte Hugo mit spöttischem Lächeln.

Obne zu antworten, ging Drayton auf die Matratze zu, welche im Dunkeln in der einen Ecke lag, hob sie auf, nahm einen Rod darunter hervor und zog ihn an. Es war der Ueberrod mit dem zerrissenen Kragen.

Hugo folgte Draytons Bewegungen und lachte spöttisch.

„Menschen wie Sie sind immer am unrechten Plage vorsichtig,“ sagte er. „Wenn man Sie finden würde, so hätte man wohl sehr bald auch Ihren Rod.“

„Ich will verdammt sein, wenn ich ihn nicht nächsten ein- für allemal verbrenne!“ murmelte Drayton.

„Nein, das werden Sie nicht thun,“ sagte Hugo, indem er ihn scharf ansah.

Die Dachlampe war leer, bis auf die Matratze und das Leintuch, welches über dieselbe gebreitet war, und zwei oder drei Teller mit Speiseresten, welche auf dem Fußboden standen. Es war ein niedriger Raum mit einer Lichtöffnung im schräg darüber abfallenden Dache. Ein Fenster war nicht vorhanden. Die Wände waren roh gezimmert und übertüncht gewesen. Aber jetzt war an vielen Stellen das Holz freigelegt.

„Haben Sie etwas gehört?“ sagte Drayton mürrisch.

„Ja, ich war auf dem Polizeibureau und sagte dem Sergeanten, ich sei der Meinung, auf der richtigen Spur zu sein.“

„Wie, was?“

Die beiden Männer sahen sich an, Drayton argwöhnisch, Hugo verächtlich spöttisch.

„Ich versichere Sie nur eins, Sie werden nicht Fangleball mit mir spielen,“ knurrte Drayton, seine Fassung wieder erlangend.

Hugo antwortete nur durch ein geringschätziges Lächeln.

„Drayton,“ sagte er, „ich beabsichtige, Ihnen in dieser Verlegenheit als Freund beizustehen.“

„Ich meine, der beste Freund für mich wäre der Mann, der mir zum Verschwinden verhalf!“

„Das wird kommen, Drayton, noch heute. Hören Sie mich an. Dieser Mann, mein Bruder, wie man ihn nennt, Paul Rifson, wie der Name lautet, den er trägt,

ist nicht meines Vaters Sohn. Er ist der Sohn meiner Mutter und eines andern Mannes. Sein wahrer Name ist Paul Lothar."

"Was kümmert's mich, wie sein wahrer Name ist oder sein unwahrer. Das ist mir ganz gleichgültig."

"Würde es Ihnen auch gleichgültig sein, fünftausend Pfund zu erben?"

"Was!"

"Paul Lothar hat diese Summe zu erben. Was würden Sie dazu sagen, wenn ich Sie in Paul Lothars Stelle bringen und Ihnen Paul Lothars Erbteil verschaffen könnte?"

"Oh, ein wahres Vermögen! — Wie ginge denn das zu?"

"Auf dem Weg, den ich Ihnen vorhin schon angedeutet habe."

Man hörte ein leichtes, scharrendes Geräusch, als ob eine Ratte hinter der Wand ihr Wesen triebe.

"Was ist das?" fuhr Drayton erbleichend auf, seine wachsamten Augen nach der Thüre gerichtet. "Ein Schlüssel ist im Schloß!" flüsterte er.

"Unsinn, steckt nicht Ihr eigener Schlüssel von innen?" sagte Hugo.

Drayton ließ den Kopf sinken, beschämt über seine unnötige Angst.

"Richtig, richtig — ich habe es nicht vergessen," murmelte er, um seine Verlegenheit zu verbergen.

"Unangenehm ist's schon, hier zu bleiben und am Ende gefaßt zu werden, während man doch ebenso gut in Sicherheit sein könnte," sagte Hugo.

"Das ist's ja!" brummte Drayton.

"Und den Rest seines Lebens mit Zwangsarbeit zu bringen, während das ein anderer Mann für Sie thun könnte!" fügte Hugo mit einem geisterhaften Lächeln hinzu.



Königin Emma von Holland mit ihrer Tochter. (S. 480.)

"Sage ich auch. — Horch! — Was ist das?" Ein Stück vom Bewurf der alten Dachkammer war's, das herabgefallen. Hugo rührte keine Muskel, nur ein Seitenblick zeigte seine Verachtung für die Feigheit dieses Menschen.

"Der Advokat, in dessen Verwahrung sich jene Erbschaft befindet, ist mein Freund," sagte er nach kurzem Schweigen. "Von dieser Seite werden wir keine Schwierigkeiten haben. Meine Mutter ist — nun, sie ist gestorben, es ist niemand da, der Sie mit unnützen Fragen quälen wird. Wenn Sie auch nur ein bißchen Schlaueit zeigen, so ist die Sache federleicht!"

"Und was ist's mit ihr?"

"Greta? Sie wird Ihre Frau sein!"

"Meine Frau?"

"Dem Namen nach! Sie werden zurückkehren, wie ich Ihnen sagte, und den Leuten erklären: Ich, den ihr gekannt habt als Paul Ritsen, bin in Wirklichkeit Paul Lothar und deshalb der Halbbruder der Frau, mit welcher ich getraut wurde. Diese Thatsache erfuhr ich sofort nach meiner Ankunft in London. Ich werde ein Gesuch einreichen, damit diese Ehe, welche keine Ehe ist, für null und nichtig erklärt werde. Dem rechtmäßigen Erben, Hugo Ritsen, überlasse ich die Landgüter von Allan Ritsen, mache jedoch Anspruch auf die Erbschaft, die mir mein Vater, Robert Lothar, hinterlassen hat. Das ist's, was Sie zu sagen und zu thun haben, und jedermann wird Sie als einen rechtlichen, ehrenwerten Mann anerkennen!"

"Sehr ehrenwert, ohne Zweifel! Aber wie wird's dann mit ihm?"

"Er ist dann Paul Drayton, bekannt als Galgenvogel!" Drayton lachte vor sich hin.



Schloß Braunfels an der Rhn. Nach einer Aufnahme von G. Jagemann, Heliograph in Eisenach. (S. 480.)

„So muß ich also Paul Lotter sein?“
 „Sie müssen behaupten, Paul Lotter zu sein!“
 „Wie ich Ihnen zuvor schon sagte, es wird nicht in meinen dummen Schädel hineingehen,“ bemerkte Drayton, den Kopf tragend.
 „Sie werden Zeit genug haben, Ihre Lektion zu lernen,“ erwiderte Hugo. „Inzwischen —“
 In diesem Augenblick waren Draytons Blicke mit dem Ausdruck des Schreckens nach der Lichtöffnung gerichtet.
 „Sehen Sie dort!“ flüsterte er.
 „Was?“
 „Das Gesicht auf dem Dache!“
 Hugo Ritson nahm das Licht und hielt es über seinen Kopf gegen das Glas.

„Welches Gesicht?“ fragte er verächtlich.
 Wieder senkte Drayton den Kopf, beschämt über seine grundlose Furcht.
 Man hörte nun, wie jemand schwerfällig die Treppe emporstieg. Drayton wendete den Kopf zur Seite und horchte.
 „Es ist die Alte,“ murmelte er; „was mag es wohl geben? Das Abendessen wahrscheinlich.“

Eine Viertelstunde später vernahm die Wirtin in der Schenkstube das Rollen von Rädern auf der Straße; gleich darauf hielt ein Gefährt vor der offenen Thüre.
 „Heda, kommt heraus, helfst ein wenig!“ rief der Mann, der die Pferde lenkte.

Frau Drayton folgte dem Rufe. Der Kutscher bog sich eben in den Wagenschlag, bemüht, irgend jemand beim Aussteigen behilflich zu sein.
 „Nehmen Sie ihn beim Arm, Frau, so, so ist's recht; nun, Herr, langsam herab!“
 Das Licht vom Schenktisch fiel auf das Gesicht des mühsam Herausgehobenen — es war Paul Ritson, die Wirtin erkannte ihn deutlich. Sein Gesicht war dunkelrot, seine Augen blutunterlaufen. Nach ihm stieg Mercy Fischer heraus. „O, er ist krank, recht krank, Frau Drayton,“ sagte Mercy.
 „Nein, nein, nein,“ sagte Paul, sich von der unterstützenden Hand Mercys losmachend, „ich bin gesund, laßt mich nur gehen, ich bin ganz gesund!“



Ostermontag. Originalzeichnung von J. R. Wehle. (S. 477.)

Damit schritt er dem Hause zu. Bevor er jedoch den Fuß zum zweitenmal erhob, taumelte er und fiel gegen den Thürpfosten.
 „Ach Gott, ach Gott, mit dem armen Herrn ist's schlimm,“ sagte Frau Drayton, unruhig hin und her laufend.
 Paul lachte ein wenig, erhob seine roten Augen und sagte:
 „Macht nichts, macht nichts, nur ein wenig schwindelig und durstig — sehr — gebt mir was zu trinken, gute Frau!“
 „Schafft erst jenes Bänkchen heraus, Frau Wirtin, wir wollen ihn darauf thun,“ sagte der Kutscher. „So, nun sehen Sie sich, Herr!“
 „Und jetzt trinken Sie dies, es wird Ihnen sicher gut thun; es ist Brantwein.“

„Nicht, nicht! Wasser, bringen Sie mir Wasser!“ stöhnte Paul, „ich bin ganz angetrocknet.“
 „Wie heiß seine Stirne ist!“ jammerte Mercy.
 „Und leicht herauszuheben war er auch nicht,“ meinte der Kutscher. „Wohnt er hier?“
 Frau Drayton brachte ein Glas Wasser, das Paul bis auf den letzten Tropfen gierig leerte.
 „Nein, das heißt, ja, wollte ich sagen,“ antwortete die Wirtin, mit beiden Händen an ihren Kopf fassend.
 „Er war noch nicht so schlimm beim Einsteigen,“ bemerkte der Kutscher.
 „Ach Gott, ach Gott, wo ist Mister Christian, der Pjarrer?“ sagte Mercy, indem sie ängstlich suchend um sich blickte.

„Der Herr ist gekommen, er ist oben,“ berichtete die Wirtin und humpelte, vor sich hin redend, hinweg.
 Pauls Kopf war auf die Brust herabgesunken, sein Hut lag auf der Erde, das Haar fiel wild über sein Gesicht. Ganz vernichtet sah der starke Mann auf der Bank. Plötzlich schüttelte er sich und warf den Kopf in die Höhe, als ob er versuchen wollte, die Last der Betäubung, die auf ihm lag, abzuwerfen.
 „Ja, ja, wer würde das gedacht haben? Wasser — mehr Wasser!“ murmelte er mit undeutlicher Stimme.
 Mercy stand vor ihm mit einem Glase in der Hand. „Ist's wohl auch gut für ihn? Wenn ich das nur wüßte! — O, wo ist Mister Christian?“
 Paul Ritson erblickte das Glas, ergriff es hastig mit

beiden Händen, lächelte dann schwach, wie um seine Gewaltthat zu entschuldigen, und trank das Glas bis zum letzten Tropfen leer.

„Danke — aber mir ist so heiß — so schwindelig — so seltsam,“ murmelte er unzusammenhängend und verankert darauf in Schweigen. Nach einer Weile blickte der Kutscher, der ihn im Rücken unterstützte, in sein Gesicht; die Augen waren geschlossen, die Lippen hingen schlaff herab.

„Er ist in Ohnmacht gefallen,“ sagte er. „Habt Ihr nicht ein Bett bereit?“

In diesem Augenblick kam Frau Drayton hastig und in heftiger Aufregung die Treppe herab.

„Bringt ihn hinauf in sein Zimmer,“ sagte sie, mühsam atmend.

„Dazu braucht's schon zwei Männer, nicht wahr, Mannsoll?“ bemerkte der Kutscher.

Mercy hatte Pauls Kragen geöffnet, mit zitternder Hand legte sie kalte Umschläge auf seine glühende Stirne. „Ach, sagen Sie es Mister Christian; sagen Sie ihm, daß er in Ohnmacht gefallen ist.“

Frau Drayton humpelte wieder fort. Im nächsten Augenblick kam ein Mannersschritt die Treppe herab. Hugo trat in das Schenkzimmer. Er blickte herab auf den Bewußtlosen und fühlte seinen Puls.

„Wann geschah das?“ fragte er Mercy.

„Er sagte, er fühle sich krank, als ich ihn begegnete. Dann wurde er in dem Zug noch schlimmer, und als wir Hendon erreichten, war er zu schwindelig, um stehen zu können,“ berichtete Mercy.

„Ist das seine junge Frau?“ sagte der Kutscher beiseite zu Hugo.

Hugo nickte leicht mit dem Kopf, dann zu Frau Drayton gewendet, sagte er mit einem sprechenden Blick:

„Ihr armer Sohn wird krank werden!“

Die Wirtin erwiderte den Blick mit erstauntem Gesicht und begann in Verwirrung: „Der arme Herr —“

„Der Sohn der alten Frau?“ fragte der Kutscher, auf die Wirtin deutend.

„Paul Drayton!“ sagte Hugo.

Mercy sah und hörte alles. In ihren Augen, die sie voll Verwunderung weit aufriß, trockneten die Thränen plötzlich, aber sie schwieg.

Hugo bemerkte ihren staunenden Blick.

„Frau Drayton,“ sagte er, „haben Sie mir nicht gesagt, Sie hätten etwas Wichtiges für Mercy zu thun? Lassen Sie sie gleich damit anfangen! — So, und nun, Kutscher, helfst ein bißchen die Treppe hinauf, es ist nicht weit.“

Sie hoben Paul auf und trugen ihn aus der Wirtsstube hinaus.

„Wo ist der Kellerbursche?“ fragte Hugo. „Nicht daß er uns etwa in den Weg kommt; sorgen Sie dafür! Knaben sind mehr ein Hindernis als Hilfe,“ fügte er erklärend hinzu.

Sie hatten den Fuß der Treppe erreicht.

„Nun, Mann, vorsichtig! — Ist's schwer, wie? — Ein bißchen?“

Sie gingen hinauf. Mercy stand unten mit thränenlosem, bleichem Gesicht.

Eine halbe Minute später kamen Hugo und der Kutscher herab an den Schenkstisch. Ein kaum merkliches Lächeln lauerte in den Mundwinkeln des letzteren. Hugos Gesicht war aschfahl und seine Lippen zuckten.

Die Gepäcksstücke, welche Paul und Greta vor drei Abenden in der Schenkstube zurückgelassen hatten, lagen immer noch in der Ecke. Hugo zeigte sie dem Kutscher. „Legen Sie diese Sachen oben auf Ihr Gefährt,“ sagte er.

Der Kutscher machte sich sogleich an die Arbeit.

Als dieser die Thüre hinter sich hatte, wandte sich Hugo zu Frau Drayton, die geschäftig ab und zu lief, mit zitternden Fingern an ihrer Schürze zupfend.

„Frau Drayton,“ sagte er, „Sie müssen mit dem Kutscher nach dem Sanct Margaretkloster fahren. Dort fragen Sie nach Frau Ritson, der Dame, welche Freitag abend hier gewesen. Dann sagen Sie ihr, Sie hätten ihr Gepäck mitgebracht und sie solle mit Ihnen nach dem Sanct Pancrasbahnhof fahren, um dort mit ihrem Mann zusammenzutreffen und mit dem Mitternachtzug nach Cumberland zurückzukehren. Haben Sie verstanden?“

„Nicht so ganz recht, Herr, bitte um Entschuldigung. Wenn zum Beispiel die Dame fragt, warum ihr Mann nicht selbst gekommen sei, was soll ich dann sagen?“

„Was wahr ist — und nichts mehr, Frau Drayton!“

„Nun, und was ist das?“

„Daß ihr Mann krank sei, aber, wohl gemerkt, nicht ernstlich!“

„Aha, sehr gut; ja, ja, davon kann ich sprechen, da ich den armen Herrn selbst gesehen habe.“

Frau Drayton legte Hut und Shawl an. Der Kutscher hatte das Gepäck auf dem Wagen besorgt und stand in der Wirtsstube mit der Peitsche in der Hand.

„Ein Glas für den Kutscher!“ sagte Hugo.

Frau Drayton ging auf den Schenkstisch zu.

„Nein, Sie müssen einsteigen, Frau Drayton,“ sagte Hugo, „Mercy wird das besorgen.“

Mercy ging hinter den Schenkstisch und goß mechanisch und halb unterbewußt das Getränk ein.

„Jetzt ist's zehn Uhr dreißig,“ sagte Hugo, auf die Uhr sehend. „Sie fahren zuerst ins Kloster Westminster und von dort auf den Bahnhof, um den Zwölfuhrzug zu erreichen.“ Mit diesen Worten ging er nach der Thüre und steckte den Kopf durch das Fenster der Kutsche, wo sich die Wirtin in der Ecke zurecht setzte. „Frau Drayton,“ flüsterte er, „sprechen Sie kein Wort von Ihrem Sohne, wenn Sie mit der Dame reden; denken Sie auch daran, hören Sie wohl?“

„Gut, aber wo ist denn Paul?“

„Schl!“

Der Kutscher ging hinaus und stieg auf den Boß, einen Augenblick später rasselte der Wagen davon.

Hugo ging ins Haus zurück; John, der Bursche, war die Treppe herabgekommen.

„Wann schließt Ihr das Haus?“ fragte ihn Hugo.

„Um elf Uhr, Herr,“ erwiderte John.

„Es ist ja niemand mehr hier. Du kannst ebenso gut jetzt schon schließen.“ — Mercy, Deine Augen sind mehr entzündet denn je, gehe gleich zu Bett.“

Die Rote in Mercys Augen war nicht stärker als der Ausdruck ängstlichen Staunens, der auf ihrem Gesicht lag. Sie folgte mechanisch. Als sie die Treppe erreichte, wandte sie sich um und versuchte zu sprechen. Aber die Worte wollten nicht kommen. Endlich sagte sie mit seltsamer Stimme:

„Du hast mir nicht die Wahrheit gesagt!“

„Mercy!“

„Wo ist der Vikar?“ sagte Mercy und ihre Stimme nahm einen schrofferen Klang an.

„Du mußt nicht in diesem Tone mit mir sprechen, Kleine; gehe jetzt zu Bett!“

Mit gesenkten Augen wandte sie sich ab. Er sah ihr nach, bis sie oben war. So sicher war er seiner Sache, daß er keinen Augenblick an ihrer folgamen Unterwürfigkeit zweifelte.

Aber Mercy ging nicht zu Bett. Durch die offene Thüre trat sie in Draytons Zimmer ein.

Das Zimmer war dunkel, nur ein Strahl von halbverhülltem Mondlicht fiel auf den Fußboden. Aber sie konnte sehen, daß Paul Ritson besinnungslos auf dem Bett ausgestreckt lag.

„Und ich habe ihn hier gelockt durch eine Lüge!“ dachte sie. Ein Schwindel befiel sie, ihr Kopf fiel auf die Bettdecke. Einige Minuten vergingen in tiefer Stille. Dann wurde sie durch Schritte aufgeschreckt, welche sich dem Zimmer näherten. Die Thüre, die angelehnt war, wurde aufgestoßen. Mercy fand keine Zeit mehr, zu entfliehen, und versteckte sich deshalb in der Dunkelheit eines engen Winkels zwischen dem Fuße des Bettes und der Wand.

Zwei Männer traten ein. Leise traten sie auf; die Dunkelheit ließ nur ihre Umrisse erkennen, aber ihr heißer Atem schien die Luft im Zimmer bräunend zu machen. Einer derselben näherte sich dem Bett, Mercy fühlte, wie er an daselbe anstieß. Er beugte sich über das Lager und schien zu horchen. Nichts als das kaum vernehmliche Atmen des Bewußtlosen unterbrach die Stille.

„Er ist noch immer sicher genug,“ sagte eine Stimme, welche ihr durchs Herz drang. „Nur rasch — es ist keine Zeit zu verlieren!“

Das Mädchen kauerte noch tiefer zusammen und hielt den Atem an.

„Verdammt, ich wünschte, ich wäre die Geschichte los!“ brummte eine andere Stimme.

Mercy kannte beide Männer; es waren Hugo Ritson und Paul Drayton.

Hugo schloß die Thüre.

„Welcher Dummkopf hat gesagt, das Glück begünstige den Tapferen,“ flüsterte er in leisem, spöttischem Tone. „Hier ist Glück, und zu Füßen eines Feiglings wie Sie!“ Mercy hörte, wie Drayton einen Fluch vor sich hin brummte.

„Ich wünschte, ich wäre aus der verd... Halunkerei heraus und genire mich durchaus nicht, es Ihnen ins Gesicht zu sagen.“

Hugo antwortete mit spöttischem Lächeln. Er stand noch immer bei Pauls Kopf.

Wenn der Lordmayer selbst käme, Sie in seiner Kutsche mit eigener Leibgarde abzuholen, so würden Sie dieses Haus nicht in größerer Sicherheit verlassen.“ Dann fügte er ungeduldig hinzu: „Und nun machen Sie keine unnötigen Worte mehr und ziehen Sie Ihren verräterischen Rock ab.“

Er beugte sich über das Bett, daß die Federmatratze klirrte.

„Was ist das?“ rief Drayton in erschrockenem Tone.

„Seien Sie doch endlich einmal ein Mann, nicht der ewige Hasenfuß!“ schalt Hugo ärgerlich.

„Nennen Sie das Mannesarbeit?“ murmelte Drayton.

Wieder ertönte das spöttische Lachen.

„Ist Tote und Sterbende berauben vielleicht männlicher?“ entgegnete Hugo mit tiefer und kalter Stimme.

Mercy hörte wieder einen vor sich hin gemurmerten Fluch. — O Gott, was ging hier vor? — Konnte sie entfliehen? Die Thüre war geschlossen; aber wenn es nur möglich wäre, sie zu erreichen, so konnte sie sie öffnen und davoneilen.

In diesem Augenblick, als ob er ihre Gedanken erraten hätte, sagte Hugo: „Halt!“, ging zur Thüre und schob den Riegel vor. Mercy lehnte an der Wand, sie hörte ihr Herz klopfen. Trotz der Dunkelheit sah sie, daß Paul Drayton seinen Rock abgezogen hatte.

„Wenn das ein gutes Ende nimmt —“ murmelte er, und das schwere Kleidungsstück fiel zu Boden.

Hugo war wieder an das Kopfende des Bettes getreten.

„Nun helfen Sie mir,“ sagte er, „und heben Sie ihn vorsichtig auf. — So! — Ich werde ihn halten. — Jetzt ziehen Sie seinen Rock ab. — Ruhig — einen Arm nach dem andern. — Ist er frei? Dann heben Sie ihn auf — weg damit!“

Wieder fiel ein schweres Kleidungsstück zur Erde mit dumpfem Geräusch.

„Was hat er denn in seinen Taschen, wie?“ fragte Drayton.

„Hurtig, jetzt — helfen Sie nochmals — ziehen Sie die Stiefel ab — sie sind in Cumberland gemacht und die Fingerringe sind Londoner Arbeit. — Schnell!“

Drayton schritt zum Ende des Bettes und zog an den Füßen des Bewußtlosen. Er stand vor der Stelle, wo sich das Mädchen versteckt hatte. Die Angst machte sie schwindelig; sie fürchtete zu fallen und streckte eine Hand aus, sich zu halten. Zitternd hielt sie die Kante der Bettstelle — einen Fuß nur von Draytons Arm entfernt.

„Ziehen Sie seine Strümpfe ab — sie sind auch von cumberlandischem Gespinnst — während ich die Krawatte abnehme. Die Nadel war ein Geschenk, der Name ist auf der Rückseite der Platte eingraviert.“

Der Mondstrahl auf dem Fußboden war verschwunden und alles tief dunkel. Drayton schien seine Feigheit überwunden zu haben und lachte.

„Wie ruhig er daliegt! — Das ist sehr hübsch von ihm. — Er ist gerade im richtigen Augenblick eingenickt. Wird das lange anhalten?“

„Rasch, ziehen Sie Ihre eigenen Kleider ab und legen Sie sie dem dort an. Der Rock mit dem zerrissenen Kragen, wo ist er? Machen Sie ja keine Verwechslung hier!“

„Ich bin meiner Sache sicher.“ Drayton stieg ein kurzes, heiseres Lachen aus.

Ein leichtes Geräusch wurde hörbar, dann war alles wieder still.

„Schl!“

Mercy wußte, daß Hugo Draytons Arme umfaßt hatte und beide mit angehaltenem Atem hergehend standen. In diesem Augenblick trat der Mond wieder aus den verhüllenden Wolken; der schwache Strahl, der vorher auf den Fußboden gefallen war, traf jetzt das Bett. Das Licht fiel auf das Gesicht des Betäubten, seine Augen standen offen.

„Wasser — Wasser!“ hauchte Paul Ritson.

Hugo trat aus dem Mondlicht zurück hinter seinen Bruder. Dann sah Mercy eine Hand vor Pauls Gesicht, welche ihm eine Brantweinflasche an den Mund hielt.

Als die Hand sich zurückzog, flog ein leichtes Zucken über das Gesicht, die Augen schlossen sich mit einem krampfhaften Rattern und der halberhobene Kopf fiel wieder auf das Kissen zurück.

„Jetzt wird er ruhiger sein als jemals,“ sagte Hugo leise.

Mercy war zu Mute, als müßte sie laut aufschreien, aber der Instinkt der Selbsterhaltung zwang sie, zu schweigen. Sie rührte kein Glied, ihr Kopf lehnte an der Wand, ihre Augen stierten in die Dunkelheit, ihre trockene Zunge und ihre geöffneten Lippen brannten wie Feuer.

„Nun rasch, ziehen Sie diese Kleider an, und dann wird's Zeit werden, daß wir fortkommen.“

Mit heiserem Lachen zog Drayton die Kleidungsstücke an. Sie paßten ganz gut — genau dieselbe Gestalt.

Fenster und Thüre lagen sich gegenüber. Das Bett stand links von der Thüre, mit dem Kopfende zunächst derselben. Die enge Nische, in welcher Mercy stand, war links vom Fenster. An dem Fenster stand ein Waschtisch. Drayton trat an denselben, um vor dem Spiegel die Krawatte anzulegen. Das schwache Mondlicht, welches auf sein grinsendes Gesicht fiel, wurde durch den Spiegel undeutlich zurückgeworfen.

In diesem Augenblick fielen Mercys schmerzende Augen auf das Bett. Hier lag das nach oben gerichtete Gesicht Paul Ritsons, unbeweglich wie das eines Toten. Zwei Gesichter, von der Natur in derselben Form gegossen — das eine weiß, ruhig und friedlich, das andere aufgedunsen, rot, grinsend, verzerrt durch wilde Leidenschaft.

„Wunderschön! — So ist's recht. — Ich will verdammt sein, wenn nicht seine eigene Mutter mich für ihren Sohn halten würde!“

Hugo wandte sich zu Drayton, und als er sprach, klang seine Stimme frostig wie ein kalter Wind.

„Nun merken Sie wohl auf: von diesem Augenblick an, wo Sie Ihren Rock gegen den feinsten eintauschten, hörten Sie auf, Paul Drayton zu sein, und sind — Paul Ritson!“

„Sagten Sie nicht, ich solle Paul Lothar sein?“

„Das kommt später!“

„Später? So! Nun ja, ich hab's gleich gesagt, das wird nicht in meinen Kopf gehen!“

„Einerlei! Sagen Sie nur immer zu sich selbst nichts anderes als: Ich muß behaupten, Paul Ritson zu sein!“

„Nun gut, dann also los!“

„Fertig!“ sagte Hugo. Er war wieder an das Kopfende des Bettes getreten.

„Ganz fertig!“

„Dann fassen Sie an, wir müssen ihn in Ihre Dachkammer bringen. Wenn die Polizei nach ihm kommt, muß es aussehen, als ob er sich verbergen wollte und betrunken sei. Verstehen Sie wohl?“

Ein leises, heiseres Gelächter war die einzige Antwort.

Dann hoben sie den Bewußtlosen vom Bett, öffneten die Thüre und trugen ihn hinaus in den Gang.

Mercys erstarrte Lebensgeister erwachten wieder. Als die Männer das Zimmer verlassen hatten, schlich sie auf den Zehenspitzen hinaus und ging nach ihrem eigenen Zimmer. An der Thüre schwankte sie und fiel schwer zu Boden. Dann hörte sie in einem Zustand halber Bewußtlosigkeit über sich die Worte: „Bringen Sie sie zurück in ihr Zimmer und schließen Sie sie ein!“ Im selben Augenblick fühlte sie sich von den Armen eines starken Mannes emporgehoben.

Die Glanzperiode des Gasthauses zum Falken war zu der Zeit, welcher die in dieser Erzählung geschilderten Vorgänge angehören, längst vorüber. Vor zwei oder drei Menschenaltern, als es noch eine Poesie der Landstraße gab, da stand das Gasthaus zum Falken in Blüte und Ansehen. Jetzt aber war es schon seit lange zum Rang einer Dorfschenke herabgesunken und nur selten kam es vor, daß eines der Gastzimmer, welche im ersten Stock für Reisende bereit standen, in Anspruch genommen wurde.

Um dieselbe Stunde, als Hugo oben in der Dachkammer Paul Drayton besuchte, um ihm für die Ausföhrung seiner verbrecherischen Anschläge Anweisung zu geben, war unten im Schenkzimmer ein Gast erschienen. Es war ein ällicher Mann mit buschigen Augenbrauen, einem faltigen Gesicht; eine kleine stämmige Gestalt mit struppigem, halb ergrautem Haar. Der neuangekommene Gast war Habakuk Dgle, der Hausfrier aus Cumberland, welcher nach dem Süden gereist war, um Leder einzukaufen. Für diese Nacht bewohnte er ein kleines Zimmer am Ende des Hausgangs, nahe der schmalen, steilen Treppe, welche auf den Dachboden führte, einem Mittelweg zwischen Treppe und Leiter.

Dgle vernahm schwere Schritte, welche sich auf der Leiter draußen im Hausgang hinauf und herab bewegten. Er schloß daraus, daß das Gasthaus so voll von Gästen sei, daß einige von ihnen sogar auf dem Dachboden untergebracht werden müßten.

Dann legte er sich zu Bett, blies die Kerze aus und versuchte einzuschlafen.

Plötzlich aber wurde er aus dem ersten Schlummer zum vollen Erwachen aufgeschreckt. Er hörte ein Geräusch von schleppenden Schritten vor seiner Thüre, erhob sich und horchte.

„Es ist zu dunkel hier,“ sagte eine Stimme, „wir müssen Licht haben.“

Dgle stieg aus dem Bett, schlich zur Thüre und horchte, sein Ohr an die Thüre gedrückt.

Die Schritte entfernten sich. Dann sprach die erste Stimme wieder:

„Schnell, sputen Sie sich, wir müssen den Zug elf Uhr fünfzehn noch erreichen!“

Dgle erkannte diese Stimme. Es war die Stimme eines Mannes, welchen er zu allerletzt in diesem Hause gesucht hätte — Hugo Ritson.

Die Schritte kamen näher und seine Lichtstrahlen fuhren über Dgles Kopf durch das dunkle Zimmer. Er blickte in die Höhe und sah, daß drei kleine runde Löcher der Ventilation wegen durch die Thüre gebohrt waren.

„Stellen Sie das Licht auf den Boden und fassen Sie an den Füßen an, ich werde zuerst hinaufgehen,“ sagte dieselbe Stimme.

Dgle stellte sich auf die Fußspitzen und versuchte, durch die Luthlöcher zu sehen, aber er war zu klein dazu. Neben dem Bett stand ein Stuhl, auf welchem seine ausgelöschte Kerze stand. Er stellte dieselbe beiseite, hob den Stuhl vorsichtig auf, stellte ihn dicht an die Thüre und stieg hinauf. Und nun sah er.

Es waren zwei Männer draußen, die er beide kannte — die beiden Ritsons. „Ah! Habe ich nicht gesagt, daß Paul Ritson dieses Gasthaus übernommen habe?“ dachte er. „Aber was sind sie denn im Begriff, da hinaufzuheben?“

„Halt! — Verdammt, aber der Mensch hat ein Gewicht!“ Es war die heisere Stimme des andern, hinter ihm stand die Kerze auf dem Boden und warf ihr Licht auf seinen Rücken.

„Wenn ich nur sehen könnte, was sie da haben!“ Die Männer waren jetzt mit ihrer Last auf der Spitze der Treppe angelangt.

„Wenden Sie sich ein wenig und gehen Sie seitwärts hinein,“ murmelte die erste Stimme.

Der Mann unten wandte sich zur Seite, infolge dessen fiel das volle Licht der Kerze auf alle drei Gesichter.

„Allmächtiger, was ist das?“ dachte Dgle.

Die Last, welche sie trugen, war der Körper eines

Mannes. Aber zu seinem größten Erstaunen trug derselbe das Gesicht von Paul Ritson.

Dgle überfah die Gruppe mit einem einzigen schnellen Blick. Er sah „zwei“ Paul Ritson vor sich, und der eine derselben war still und unbeweglich, wie tot.

Nach einer Minute höchster Spannung wurde die Thüre des Dachraumes oben geschlossen. Die schweren Tritte der beiden Männer kamen hastig die Leiter herab und gingen dann die Treppe in das Schenkzimmer hinunter.

Dgle horchte angestrengt. Er vernahm, wie die Hausthüre nach der Straße geöffnet und wieder geschlossen wurde und hörte rasche Schritte in der Ferne sich verlieren. Im Hause blieb alles still.

Zwei Männer gingen eilig durch die Nacht dem Bahnhof von Hendon zu; an der Stelle, wo die Straße nach der Polizeistation einbog, blieben sie stehen.

„Gehen Sie nun gerade vorwärts und nehmen Sie sich in acht. In fünf Minuten werde ich nachkommen!“ sagte der eine.

„Sie werden mich doch nicht etwa verraten wollen?“ fragte der andere.

Er erhielt nur ein verächtliches Knurren zur Antwort. Der erste Sprecher hatte sich bereits abgewandt. Als er die Polizeistation erreichte, zog er die Glocke; ein Sergeant in voller Uniform öffnete die Thüre.

„Ihren Mann habe ich aufgefunden!“

„Wo ist er, mein Herr?“

„Im Falken.“

„Wer ist es?“

„Paul Drayton. Sie finden ihn in der Dachkammer am westlichen Ende des Siebels — betrunken. Verlieren Sie keine Zeit, gehen Sie sogleich hin!“

„Ist der Herr, welcher ihn ergreifen wollte auch dort, — Mister Paul Ritson?“

„Nein, der reist heute nacht nach Hause zurück.“

„Wie ist seine Adresse?“

„Gyll, Neulands, Cumberland.“

„Und die Ihrige, mein Herr?“

„Ich bin sein Bruder, Hugo Ritson, meine Adresse ist dieselbe.“

„Wir werden sofort hingehen!“

„Nehmen Sie das Stück von seinem Friesrock mit sich und sehen Sie, ob es paßt. Ich habe Ihren Mann just an dem zerrissenen Kragen erkannt. Gute Nacht!“

(Fortsetzung folgt.)



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Aus dem Leben Donizettis erzählt ein Biograph in italienischen Zeitungen folgende interessante Episode. Zur Zeit, da Donizetti sich in Paris aufhielt, befand sich in der Rue de Rivoli dabeist ein Modewarengeschäft einer gewissen Madame Morel. Die Geschäftsinnen dieser Dame bemerzten schon seit einiger Zeit Abend für Abend einen großen hageren Mann, welcher angelegentlich durch das Fenster in den Laden guckte. Sie tritten sich unter einander, welcher von ihnen diese Aufmerksamkeit gelte, und jede erwartete im stillen über kurz oder lang irgend ein Zeichen des Unbekannten, einen Liebesbrief oder ein Geschenk von mehr oder minder großem Werte zu erhalten, das den Verkehr einleiten sollte. Allein nichts dergleichen erfolgte, obgleich der Fremde unverdrossen erschien und durch das Fenster starrte. Da erhob sich endlich unter den Modistinnen ein Schrei der Entrüstung. Was hatte der Mensch für nichts und wieder nichts monatelang anzugucken? Die Erzürnteste eilte hinaus und fragte ihn barock, was er eigentlich da draußen vor dem Fenster immer zu schaffen habe? Der Fremde blickte sie einen Moment wie traumverloren an und versetzte dann leise:

„Ich suche.“

„Sie suchen? Was denn?“

„Das Finale zum dritten Akte meiner Oper „Der Herzog von Alba“.“

Die Modistin entfloß freischend, sie hielt den Fremden für verrückt. Das war er aber keineswegs; der hartnäckige Fensterbeschauner war Gaetano Donizetti. Er pflegte, wenn ihm die Phantasie versagte, die Melodien nicht recht zuzufinden, weite Spaziergänge zu machen und die Augen so lange auf ein und denselben Gegenstand zu richten, bis er durch dieses mechanische Mittel seinen Genius endlich zwang, ihm zu Diensten zu sein.

Der Kampf ums — Hemd.

Der Handarbeitslehrerin einer Berliner Gemeindeschule ging jüngst in Folge einer Rüge, welche sie einer Schülerin erteilte, von dem davor getränkten Vater derselben ein Schreiben zu, das so charakteristisch ist, daß wir das Schriftstück unter Aenderung der Namen, sonst aber buchstabengetreu, hier wiedergeben wollen. Es lautet:

„Lehrerin A. L.“

„Durch Überbringer eines unmündigen Schulkindes überfenden Sie mir als Vater Gottfried Schulz Zimmermann und meiner

He-Frau Wilhelmine Schulz eine Beschwerde gegen meine unmündige Tochter Wilhelmine Schulz wegen Trägheit in Handarbeitsstunden. Ich lege jetzt Sie die Frage auf ohne mein Kind und uns Eltern zu beleidigen in was Trägheit besteht ich ver-lange jetzt ganz genau von Sie die Verantwortung ohne weitere Beschwerde einzureichen.“

„Mein Kind Wilhelmine Schulz hat in der Schule — str. das Hemd auf Verlangen von den Fräulein das Hemd zu-geschneitten nach der Größe meines Sohnes Friedrich Schulz. Sie haben das Hemde verdorben weil Sie die Briefen und Kragen haben verschneitten, ich bitte Sie deshalb sobald wie möglich das Hemde lassen in meine Hände zu gelegen, sollte das das nicht gekhehen so werde ich sobald wie meine Tochter Wilhelmine Schulz das Hemde wird zu Hause bringen und es paßt meinen Sohn Friedrich nicht das er bewegsam ist zum arbeiten sondern ein Kneifer ist und Hals und Hände so mag vorerzte meine Frau zu dem Fräulein gehen nach der — str. in die Schule wo es Vorfchriftsmäßig ist zugeschnitten sollte es umgeändert sein nach dem alten Schulz und meinen Sohn Friedrich Schulz nicht passen, so mag meine Frau mit Sohn Friedrich nach dem Rathaus gehen und das Hemde anpassen lassen in Gegenwart der Lehrerin die das Hemde hat zu gekheitten, dann wird es sich ausweisen, ob es Trägheit ist, oder Furcht vor den Eltern ein verdorbenes Hemde zu Hause zu bringen. Keinemand giebt es nicht mehr nach den vom Anfang weil das Hemde groß genug war zu gekheitten hat meine Tochter Wilhelmine Schulz, noch welche mit zu Hause gebracht es wird nachher durch die Untersuchung bewiesen werden ob sie oder das Fräulein in der — str. dies praktische waren, das wird die Untersuchung beweisen bitte mein Kind mit der größte Liebe und Achtung zu behandeln so hat ein Kind mehr Lust zur Schule und Lehrer oder Lehrerin, es giebt bloß einen Weg die Eltern und die Städtische Schul-deputation zwischen den Lehrern oder Lehrerin.“

Bezeichnet G. Schulz, Zimmermann.“

Eine historische Stätte.

Im zweiten Stockwerke des Weisenfeller Gerichtsgebäudes befindet sich die sogenannte Schwedenstube, in welcher am 7. November 1632 der Leichnam Gustav Adolfs von Schweden in Gegenwart Herzog Bernhards von Sachsen-Weimar und vieler schwedischer Generale geöffnet und einbalsamirt wurde. Ein hölzerner Schieber bedeutet eine Stelle der Wand, auf welche bei der Leichensöffnung etwas Blut gespritzt sein soll. Darüber hängt des großen Schwedenkönigs Bildnis mit folgender immerhin interessanten Denkschrift: „Gustavus Adolphus, der Schweden, Gothen und Wenden König, erblickte A. 1594 den 9. Dec. zu Stockholm das Licht der Welt, trat A. 1612 die Regierung an, als welche er durch die mit Moskau, Pohlen, Dänemark und Deutschland geführte Kriege, große Siege und erlaunende Heldenthaten zu einem neuen Wunder der Welt gemacht, blieb A. 1632 den 6. Nov. in der Schlacht bey Lützen, und sehte durch seinen glorwürdigen Tod, indem er für die Erhaltung der wahren Evangelisch-Lutherischen Religion stritt, seinem Namen die Krone der Unsterblichkeit auf, und seinem hinterbliebenen Körper ein solches Grabmahl, als es ein so großer Held verdient, denn nachdem dessen Körper noch denselben Tag von der Wahlstatt hieher nach Weisenfels gebracht und den 7. ejusd. in dieser Stube sezt worden, als wovon noch hierunter sub A. etwas von des tapferen Helden Blute zurückgeblieben und deutlich zu sehen ist, wurde den 8. ejusd. das Herz, so 1 Pfund und 20 Loth gewogen, unter der Kanzel hiesiger Stadtkirche, und zwar, daß gleich die Pfeiler ermeldeter Kanzel darauf stehen, das Eingeweide aber in die Klosterkirche unter Lösung der Städen, wie auch Trompeten- und Paukenschall begraben, der Körper aber nach Schweden in das königliche Erbgräbnis gebracht, daß also dieser große König ein recht prächtiges und einen sehr weiten Umfang habendes Grab erhalten.“

Eine reiche fromme Dame traf einen Bauer während der Erntezeit des Sonntags auf dem Felde arbeitend an. Im frommen Eifer setzte sie den Landmann deshalb zur Rede und rief:

„Lieber Mann, Sie handeln ja gegen das Gebot des Herrn!“

„Gegen welches Gebot?“

„Nun, gegen das Gebot, welches befiehlt: „Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebenten aber ruhen.““

„Frau Baronin, halten Sie denn das Gebot?“ erwiderte der Bauer.

Die Dame sah ihn erstaunt an und antwortete endlich:

„Freilich! Ich arbeite an Sonn- und Feiertagen nie!“

„Das bestreite ich auch nicht,“ meinte der Bauer, „aber ich habe nie gesehen, daß Sie während der sechs anderen Tage arbeiten!“

Alter Herr in Zivil: „Ich bitte Dich, nenne mir alle Städte Mittelafrikas, gib mir ihre Einwohnerzahl an, sowie auch, welche Institute dieselben besitzen. Weiter möchte ich alle Spitzen der Cordilleren und alle Zuflüsse des Jansielang am linken Ufer kennen.“

General: „Bist Du närrisch geworden? Solche Dummheiten soll ich wissen?“

Herr in Zivil: „Ich denke nur so über das Schicksal meines Sohnes nach, der bei der Kadettenprüfung durchgefallen ist, weil er diese Fragen nicht zu beantworten wußte. Und Du bist doch General und weißt es auch nicht!“

Sie muß es wissen.

Heiratsvermittlerin: „Ich kann Ihnen einen wirklich vorzüglichen Mann empfehlen, den Dr. Schummeler —“

Randin: „Ach, den kenne ich, den Schwindler —“

Heiratsvermittlerin: „Bitte sehr, dann kennen Sie ihn nicht, er ist ein so —“

Randin: „Ach, seien Sie doch still, das ist ja mein geschiedener Mann.“

„Berlin, den ...“

Aus vergangenen Tagen.

Mit Originalzeichnungen von A. Lüders.



Gut vierzig Jahre sind darüber verfloßen, seit durch unser liebes Deutschland und fast alle Nachbarländer jener revolutionäre Sturm brauste, den wir heute summarisch die Zeit von achtundvierzig nennen.

Meine Erinnerungen ragen noch ziemlich weit in die vorachtundvierziger Zeit, weshalb ich auch noch lebhaftes Empfinden habe von dem jähren Wechsel, den dieses

Jahr über alle Dinge und Verhältnisse brachte. Die heutige Jugend kann sich eine solche Zeit nicht mehr vorstellen, sie erntet die reifen Früchte, die jener Saatzeit entsprossen sind, und ist beim Verzehren derselben meinem Empfinden nach nicht einmal so dankbar, um auf jene Zeit und ihre Männer einen pietätvollen Blick zu werfen. Das ist nicht schön, obgleich ich durchaus nicht zu jenen gerechnet werden möchte, die die Jetztzeit ob vergangener Tage schmäheln.

Wie ruhig, still und einfach war doch das Leben der dreißiger und vierziger Jahre gegen heute! Man war im allgemeinen arm, wenigstens war das bare Geld in der breiten Masse des Volkes lange nicht in dem Maße vorhanden wie heute, ein Thaler war ein gewaltiges Stück Geld, ja ein Achtgroshenstück schon eine respectable Summe. Freilich konnte ich damals nur ein kleines Städtchen Welt übersehen, meine Heimat ist selber nur ein kleines Städtchen, und gereist wurde wenig, außer von ganz großen Herren oder von Handwerksburschen, aber es wird schon überall so gewesen sein. Wohlgefügt und geordnet in Rassen und Stände lebten die Leute friedlich neben einander, die Schreiwand, die den Bauer von dem Knechte, den Meister von dem Gesellen, den Oberrn von dem Niederrn trennte, war oder schien schier unüberwindlich, wenigstens rührte sich niemand, um sie zu durchbrechen. Unendlich gering im Vergleich zu heute waren die Bedürfnisse der Leute, Löhne und Besoldungen dementsprechend niedrig. Daß ein Handwerksgefelle, Tischler, Schuhmacher und dergleichen, für acht gute Groschen Lohn und sehr mäßige Verköstigung eine ganze Woche täglich von fünf Uhr früh bis abends sieben Uhr und länger arbeiten mußte, läßt sich heute kaum für möglich halten. Ein Maurer bekam ohne Verpflegung täglich fünfundsechzig Pfennig, ein tüchtiger Knecht für ein ganzes Jahr gesundendreich Thaler, ein Pferdejunge gar nur vierzehn bis sechzehn Thaler. Die Gehälter und Einkünfte anderer Berufsarten waren dementsprechend, und so mußte denn überaus bescheiden gelebt werden, auch wenn die Preise der Lebensbedürfnisse den Verhältnissen etwas entgegenkamen.

Bei aller Friedlichkeit und Ruhe möchte ich die Zeit von damals, wie gesagt, doch nicht mehr leben, sie war so mühselig und schläfrig, die Leute vegetierten, aber sie lebten nicht, und in manchen Gegenden war man so in Armut versunken, daß von einem menschenwürdigen Dasein überhaupt nicht die Rede war. Für Talente war selbstverständlich erst recht kein Raum; wer empfindsam war, fühlte sich gedrückt oder es trieb ihn nach Amerika, von wo damals noch wunderbare Schilderungen von Freiheit, Glück und Selbstständigkeit herüberdrangen.

Nach oben zu blicken, sich um vaterländische Dinge, um Politik zu kümmern, war natürlich auch nicht denkbar. Auf dem Wiener Kongreß hatten die Kaiser, Könige, Fürsten und Herren ja alles so schön geordnet, so feierlich beschworen und so festlich getauft, daß das Staatengebäude für die Ewigkeit gebaut schien. Die Karte von Deutschland, die in unseren Schulstuden hing, war so bunt, daß es den Koloristen nicht geringe Mühe gemacht haben muß, die Farbenkala, die zur Unterscheidung nötig war, zusammenzustellen, und wehe dem Jungen, der nicht gewußt hätte, daß die Hauptstadt des Fürstentums Liechtenstein Vaduz sei.

Wie alles zur rechten Zeit kommt, so kam auch der Frühlingssturm des Jahres 1848 zur rechten Zeit, wenn auch nicht ganz ohne Vorboten, so doch plötzlich und überraschend. Aus dem stillen, polizeilich so wohlgeschützten Deutschland ward über

Nacht ein Tummelplatz brausender Ungebundenheit, aus dem soliden Spießbürger ein Säbelträger und Barricadenheld.

Noch deutlich ist mir der schneeige, kalte Wintermorgen in Erinnerung, an welchem wir uns vor dem Unterricht in der Schulkasse um den alten Ofen drängten und lebhaft die Thatfache beiprachen, daß in Paris eine Revolution ausgebrochen sei und daß man den König Ludwig weggejagt habe; ich war der eigentliche Verbreiter der Nachricht, denn mein Vater bekam die „Spener'sche Zeitung“, die immer von acht bis zehn Familien nach einander gelesen wurde, zuerst. Das war seit langer Zeit einmal etwas Neues, das unsere jugendliche Phantasie lebhaft be-



schäftigte. Wohl hatten wir schon von Aufständen und Aufläufen gehört, die namentlich das letzte Jahr, von 1846 bis zu 1847, wegen der herrschenden Hungersnot gebracht hatte, aber das waren doch geringfügige Dinge gewesen, man nannte sie scherzweise Kartoffelkriege; eine förmliche Revolution, bei welcher mit Kanonen geschossen wurde, war doch etwas anderes.

Was früher selten oder nie vorkam, das geschah nun um so eifriger, es wurde in allen Häusern und Familien politisiert. Die Post wurde jeden Abend mit Spannung erwartet und jeden Tag brachte sie auch etwas Neues. In Berlin wurden den Versammlungen abgehalten, über die wir eifrig lasen, und bis zu uns drangen Flugblätter, Aufrufe, Karikaturen und dergleichen. Eine der letzteren ist mir noch deutlich in Erinnerung. In den Zweigen eines Baumes sitzend, war mit Federhut und Ordensstern der König Friedrich Wilhelm IV. abgebildet, wie er, eingeschlafen, es nicht bemerkt, daß ein Eichhörnchen (eine nicht mißzuverstehende Anspielung auf den Minister Eichhorn) in einen auf seinem Schoße befindlichen Korb voll Ordenssterne greift und diese auf eine unter dem Baum befindliche fromme Schafherde schüttet. Das Bild war eine Lithographie und von geübter Hand gemacht.

Man sieht, wir waren in gewisser Beziehung auf Ereignisse vorbereitet, dennoch aber wirkte die Nachricht, daß in Berlin eine Revolution ausgebrochen sei, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Die Nachricht traf in unserm Städtchen des Sonntag Abends ein und erregte natürlich eine ungeheure Aufregung, alles war bei dem schönen Frühlingswetter auf der Straße und besprach das unerhörte Ereignis. Ob man sich darauf vorbereitet hatte, weiß ich nicht, aber Thatfache ist, daß schon an demselben Abend schwarz-rot-goldene Kolar den an den Hüften getragen wurden und daß überall gleichfarbige Fahnen aufstauten.

Als am andern Morgen die Stadt erwachte, stand sie auch schon in zwei Parteien auf: die Demokraten, die Reaktionen! Aber nicht nur in der Stadt, auch im Hause, in der Familie traten bedenkliche Risse ein, wie man sie vorher nicht hätte ahnen können. Wäre meine gute Mutter nicht eine solide, fleißige Hausfrau gewesen, so hätte man sie eine

Demokratin nennen können, und wäre mein guter Vater nicht ein humaner, für sich lebender Mann gewesen, so hätte er sicherlich müssen Reaktionär heißen.

In früheren, ruhigen Zeiten hatten wohl die Vornehmen des Ortes, die Richter und einige sonstige höhere Beamten ein wenig liberalisiert und sich geheimnisvoll über diese oder jene Verwaltungsmaßregel kritisch geäußert, jetzt aber, wo die Ereignisse die Theorien in die Praxis übertrugen, schlugen sich die meisten, wie man so zu sagen pflegt, in die Büsche und überließen anderen Leuten den gefährlichen Ruhm, ein sogenannter Demokrat zu sein.

Welch ein Leben begann nun! Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit, Jagdfreiheit, Freiheiten aller Sorten schossen jählings in die Höhe, und was uns von allem die Krone schien, das war die Volksbewaffnung, die unter dem Namen Bürgerwehr eingerichtet wurde. Um die Zeit, die wir jungen Leute damals durchlebten, wird uns die Jugend aller Zeiten beneiden, der Ernst und die Strenge der Schule lockerten sich wie von selbst, kein Tag verging, an welchem nicht irgend etwas Interessantes passierte, und allabendlich klangen die Hörner und dröhnten die Trommeln durch die Gassen, nach welchen die Bürgerleute auf den Anger zum Kriegsspiel hinauszogen. Ich sehe sie noch vor mir, die sonst so arbeitamen und nüchternen Menschen, mit welch komischem Eifer und Ernst sie das Waffenspiel trieben. Der alte Onkel W. mit der birnensförmigen, braunroten Nase, der Schneidermeister B., der nie ohne Stege an den Beinkleidern ging, der kleine Kreisrichter K., der tolle Färber Adolf und wie sie sonst alle hießen, keiner hatte bis dahin eine Ahnung von militärischen Dingen gehabt, jeder einzelne spielte eine lächerliche Rolle für sich, welcher Eindruck sich in der Gesamtheit durchaus auch nicht abzuwachte. Die ganze Stadt hätte für ein Karrenhaus gelten können, wenn überhaupt Leute vorhanden gewesen wären, die in dem Freiheitstaumel sich noch einen klaren Blick hätten bewahren können. Von nicht viel mehr wie dreitausend Einwohnern wurden drei Compagnien Bürgerwehr errichtet, eine vierte war zwar geplant, ist aber wohl mangels verrosteter Gewehre und Munition niemals zur Welt gekommen. Zu Signalläutern machte man die Kuhhirten, die ja von Veruss wegen mit Hörnern umzugehen wußten und alle Morgen mit langgezogenen Tönen das Vieh hinausführten, Tambours fanden sich auch vor und die hohen Kommandostellen übernahmen Bürgermeister, Steuerbeamte und so weiter.

Mit den Mühseligkeiten des kleinen Dienstes, mit Detailausbildung und so weiter gab man sich begreiflicherweise nicht viel ab, es wurde baldmöglichst zu großen Dingen geschritten, zu Feldübungen und zu Manövern. Du lieber Himmel, was ist da für Pulver verknallt worden, was ist da alles erstürmt, erobert und verloren gegangen! Am meisten erstürmt wurde des alten Meiers Mühle, weniger aus strategischen Gründen, als weil der Alte neben seiner Mühle auch eine vortreffliche Bierwirtschaft hielt, in welcher man sich nach den Strapazen erquiden konnte; und wurde einmal nicht gestürmt, dann löste Meier einen Böllerschuh in seinem Garten und war sicher, daß alle Disziplin nicht im Stande war, die brave Truppe zusammenzuhalten. Offiziere und Gemeine strömten dann dem



Lokal zu und widmeten sich dem neumodischen bayrischen Bier. — Solche Truppen konnten natürlich nicht existieren, ohne das alte Symbol der Ehre und Zusammengehörigkeit, eine Fahne, zu besitzen, und lange dauerte es auch wirklich nicht, da wurden bei uns und ringsum im Lande feierliche Fahnenweihen gehalten. Die Fahnen waren natürlich alle schwarz-rot-gold, die schwarz-weißen Farben waren ja geradezu verpönt. Frauen und Jungfrauen schenkten dieselben und überreichten sie mit schwungvollen Ansprachen. Meine verehrte Freundin Bertha K. hielt damals auch eine Weiherede, in welcher gewiß sehr viel von Freiheit und Vaterland vorgekommen ist. Der Freiheit ist Bertha für ihre Person denn auch treu geblieben bis auf den heutigen Tag, während die meisten der Jungfrauen von damals fahnenflüchtig geworden sind, sich in das Joch der Ehe begeben haben und sich heute zum größten Teil Großmütter nennen lassen. Lange haben die Banner nicht geweht, mit dem Herbst verfiel die ganze Volksbewaffnung in einen Winterschlaf, aus welchem sie im Frühling nicht wieder erwachte.

Neben der Bürgerwehr wurde natürlich auch alles andere nachgemacht, was an tollen Streichen in großen Städten vorging.





Müßigen Leuten wurden Rahenmusik gebracht, Fenster wurden eingeworfen, und um auch einen Brand zu haben, wurde ein Gartenhaus vor dem Thore abgebrannt. In einem Nachbar-dorfe versiegten sich die Bauern sogar zu einem Angriff auf den harmlosen Baron und Gutsbesitzer von G., weil er Teile seines Besitztums nicht gutwillig hergeben wollte. Der schönen Frau Baronin hatte man mit einer Feigabel die Kleider zerstochen, wogegen der tapfere Hauslehrer mit einem ähnlichen Instrument einer Bauersfrau eine Wunde beibrachte. Schweres Leid ist dadurch über das Dorf gekommen, eine ganze Anzahl Bauern wurde später verurteilt und haben einige davon bis zu zehn Jahren Zuchthaus abbüßen müssen.

Als sich die tollen Streiche in der Umgegend mehrten, rückte auch einmal Militär in die Stadt, und zwar das ganze siebente Kürassierregiment. Damals befand sich überhaupt ein großer Teil der Armee auf einer immervährenden Promenade; wo Unruhen sich zeigten, schickte man Bataillone, Compagnien oder auch kleinere Abteilungen hin, um den Leuten doch nicht ganz den Respekt vor den höheren Gewalten entkommen zu lassen. Die Wirkung war auch bei uns dementsprechend, unsere heimischen Demokraten und Worthelden hielten sich angesichts der Panzerreiter ganz mausestills, nur ein alter Halbidiot hatte die Courage, unter diesen umherzutumeln und ab und zu „Preßfreiheit“ zu rufen, womit jedenfalls Preßfreiheit gemeint sein sollte. Die Kürassiere hielten sich nicht lange auf, sie ritten am andern Morgen mit: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtet mir zum frühen Tod“, wieder davon, was mir sehr leid that, ich hatte eine gar zu große Freude an den stattlichen Reitern.



Im Winter kam dann noch einmal eine Compagnie Landwehr, mit denen unsere Revolutionäre schon besser umgehen konnten. Sie und da war die Landwehr, unter welcher damals noch häufig graubärtige Männer anzutreffen waren, durchaus nicht so militärisch treu, wie es wohl hätte sein sollen. Ich erinnere mich noch, daß eines Sonntags eine Compagnie vom zwanzigsten Landwehrregiment (Berliner) im Paradeschritt mit angelegtem Gewehr durch die Stadt geführt wurde, die in ihrer Gesamtheit sich disziplinarischer Vergehen schuldig gemacht hatte. Auf ihrem Weitermarsche bei Magdeburg sollen die Leute entwaffnet und schwer bestraft worden sein. Gerade in jenen Jahren und angesichts der damaligen Unvollkommenheiten unserer militärischen Einrichtungen hat wohl unser ruhmgekrönter Kaiser als Prinz von Preußen Erfahrungen gesammelt, die ihn zu der Ueberzeugung brachten, daß die Armee von Grund aus reorganisiert werden mußte.

Auch die Landwehr, die bei uns lag, war durchaus keine müßergiltige Truppe. Der Compagnieführer mochte wohl einen schweren Stand haben. Wenn man abends über den Marktplatz kam, konnte man wohl den bärtigen Landwehrmann bebaglich im Lehnstuhl, das Gewehr zwischen den Beinen und die Pfeife im Munde, sitzen sehen, ohne daß er sich auch nur im entferntesten durch die Vorübergehenden stören ließ.

Gute eigentümliche und in Bezug auf ihren Ursprung noch nicht aufgeklärte Erscheinung jenes bewegten Sommers war die damals an vielen Orten, nicht bloß bei uns, sondern auch in Süddeutschland urplötzlich grassierende Rassenfurcht. Die Russen sollten an allen Orten aufstehen und gewöhnlich nur einige Meilen entfernt sein. So lächerlich das heute klingt, so ist es doch eine Thatfache, daß die komischste Furcht die Leute beherrschte und die

albernsten Dinge geglaubt wurden. Auch in unserem Städtchen hatte man eine tolle Rassenfurcht und traf die lächerlichsten Vorbereitungen deshalb. Ob es damit im Zusammenhange stand oder nicht, ich weiß es nicht, aber eines Morgens verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, die Kohrsheimer kämen. Kohrsheim ist ein wohlhabendes Dorf, das freilich in der Richtung nach Rußland lag, aber doch nur etwa zwei Stunden entfernt war. Was die Kohrsheimer eigentlich wollten, wußte keiner zu sagen, aber dennoch verursachte die Nachricht überaus lächerliche Scenen. Einige ehrbare Bürger gingen nach dem Rathause, um Erfindungen einzuziehen, oder sich nötigenfalls in dem bevorstehenden Kampfe als Generalfeld zu etabliren. Ein uns gegenüber wohnender Vermessungsbeamter und Landwehrhauptmann goß allen Ernstes und eifrigst Kugeln, und selbst der Furchtloseste sah sich nach einer Waffe um. In richtigem Verständnis für militärische Dinge wurde dann, nachdem eine sichere Nachricht nicht eingetroffen war und die Heerschaaren der Kohrsheimer sich nicht zeigten, eine Patrouille in der Richtung des Feindes abzulenden und zu diesem gefährvollen Unternehmen eine bewährte Kraft, der alte Tischler Buch, ausersehen. Buch hatte



anno 1813 als Landwehrmann die Belagerung von Danzig mitgemacht und mußte demnach etwas vom Kriegswesen verstehen.

Um schnelle Meldung bringen zu können, bestieg der alte Mann mühselig einen feisten Adergaul und ritt unter erschütterndem Schmerz und Thränenausbrüchen seiner Frau davon. Die Scene steht mir noch heute deutlich vor Augen. Bis auf dreiviertel Stunden Weges war der Ritt ganz gefahrlos vor sich gegangen, dann aber war an dem alten Trohnturm dem kühnen Reiter ein Bauersmann aus Kohrsheim entgegengekommen, der wirklich die Absicht hatte, unsern Orte einen Besuch, freilich einen harmlosen, zu machen, sonst konnte er von kriegerischen Absichten seiner Landsleute nichts melden. Hätte der alte Buch ein Schwert gehabt, dann wäre dies



ein schöner Moment gewesen, daselbe in die Scheide zu stecken; so konnte er nun in dem Vollgefühl gethaner Pflicht heimreiten und Stadt und Weib von der fürchterlichsten Angst befreien.

Neben solchen Vorgängen spielte die neu entstandene Presse eine große Rolle. Bis dahin war von Zeitungslesen nicht viel die Rede im Orte gewesen, einige Zeitungen kamen wohl von außerhalb, aber sie wurden doch nur in einem beschränkten Kreise gelesen; die große Mehrheit las nicht und begnügte sich damit, die Köpfe aus dem Fenster zu stecken, wenn der alte Polizeidiener Wichmann die hohen Erlasse der Orts- und Steuerbehörde verkündete. Bei diesem Unterfangen hatte der gute Mann freilich eine erbitterte Konkurrenz zu befiegen, welche ihm die stets in größerer Gesellschaft auf der Straße verammelten Gänse bereiteten, und nicht immer blieb er Sieger, gar häufig übertrumpften ihn die Gänse.

Mit der Revolution wurde das mit einemmale anders, nicht allein, daß ein Strom von Zeitungen und Flugdrucken von außen hereinbrach, auch im Orte selbst entstanden sofort zwei Zeitungen, eine demokratische und eine reaktionäre. Daß Druck und Verlag in einer Hand lagen, war durchaus kein Hindernis, daß sie sich gegenseitig aufs heftigste befehdeten; Stoff wurde ihnen hinreichend zugetragen von den Parteien. Der Winter von 1848 zu 1849 hat denn beide Blätter in ihrer Jugendblüte dahingerafft und sie sind nicht wieder entstanden.

Hatte die Preßfreiheit mehr seltsame Früchte gezeitigt, so war es mit der Jagdfreiheit doch erheblich bedenklicher. Jagdfreiheit! das war ein gar zu verführerisches Wort, als daß nicht gerade die unberufensten Hände sich damit belast hätten. Handwerker, die besser gethan hätten, hinter ihrem Werkisch zu bleiben, suchten die vorweltlichsten Flinten hervor, um damit den armen Haken zu Leibe zu gehen; wer keine Flinte hatte, ging mit Schlingen und anderen Fangwerkzeugen zu Werke, so daß es wohl für lange Zeit mit dem Hasenbraten zu Ende gegangen wäre, wenn der Unfug länger gedauert hätte. Der Schaden aber, den die Leute an ihrer Person, ihrem Familienleben und ihrem Verufe nahmen, war ungleich bedeutender, manche verdankten dieser Freiheit ihren Ruin.

Der Revolutionssturm, der alles Bestehende umzuwerfen drohte, brachte natürlich auch auf religiösem Gebiete eine Freiheitsbewegung hervor, die in der Gründung sogenannter freireligiöser Gemeinden ihren Ausdruck fand. Auch davon wurden wir nicht verschont und dadurch die schon herrschende Zwietracht unter den



Leuten bedeutend vermehrt. Valzer aus Nordhausen, Uhlisch in Magdeburg, Wislicenus in Halberstadt waren die Propheten der neuen Religion, zu uns schickten sie aber nur einen jungen Mann Namens Schünemann, der in einem Wirtshause Vorträge hielt. Reste dieser Bewegung sind noch heute hier und da anzutreffen, bei uns aber ging die Sache früh zu Ende. Der meiste Kummer wurde damit unseren Geistlichen bereitet, die in jenen Tagen einen erbitterten und schweren Kampf zu kämpfen hatten. Wie weit die Zuchtlosigkeit ging, konnte man gelegentlich eines Volksfestes sehen. Als der Superintendent sich, mit seiner Gattin spazieren gehend, dem Festplatz näherte, sprangen ein paar rohe Kerle empor und führten eine widerwärtige Ständal Scene um den alten Herrn auf, ohne daß durch Polizei oder sonst jemand dagegen eingeschritten wurde. Längst sind die Felder jener Tage nun dahingegangen, sie haben auch in unserm kleinen Kreise den Beweis geliefert, daß Revolutionen zuerst ihre eigenen Kinder verpeisen und daß die Früchte solcher Zeiten nicht so nahe liegen, als man glaubt. Unleugbar aber hat jenes wildbewegte Jahr den Anstoß zum Erwachen des Volksgeistes gegeben und damit jene ruhmvollen Ereignisse vorbereitet, unter deren Segen wir jetzt leben.

„Auf Requisition“.

Eine Erinnerung aus dem Feldzuge 1870/71

von

E. Fischer.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Also: Rayon zwischen den Straßen Paris-Lagny und Paris-Tournan, östlich von Ferrières!“ lauteten die letzten Worte meines Brigadestabes, als ich nach Erstattung der vorchriftsmäßigen Meldung bei seinem Kommandeur an einem schönen Spätherbstmorgen des Jahres 1870 vor dem Stabsquartier den Fuß in den Bügel des „wohljustierten königlichen Dienstpferdes“ setzte, auf welchem ich als berittener Infanterist hoch zu Ross an der Spitze meines „selbständigen Kommandos“ glänzen sollte. Was es für eine Bewandnis mit dem Kommando hatte, davon später, nur so viel schon hier: für die Herren Franzosen war dies deutsche Kommando ein Schrecken, das ist aufs Wort zu glauben. Bald war das „Kommando“ im Marsche auf der großen Straße von Paris nach Lagny, und zwar: voraus als Spitze einige Reiter von den ersten dreißig mir unterstellten, dann kam vor meinem Zuge mit siebenzig Infanteristen ich mit meiner Reiterordonnanz, endlich folgten fünf wohlbespannte Wagen mit je vier Pferden.

Nach etwa zwei Stunden frischen Marsches, während dessen der Herbstnebel allmählich sich senkte, um die prächtige Landschaft mit ihren allerdings schon entlaubten Bäumen, aber den freundlich hellen Häusern der Dörfer und die stattlichen Villen und Schlösser, in frischem Morgenlichte der Sonne glänzen zu lassen, hatten wir den Quartiergürtel der deutschen Truppen hinter uns, womit als Garnierungsarmee seit nun bald zwei Monaten die Metropole Frankreichs, Victor Hugos „coeur du monde“, in eiserner Umarmung umschlossen war.

„Wie weit gedenkst Du heut zu kommen?“ begann endlich nach langer Pause meine Ordonnanz, — deren vertraulicher Ton wird momentan befremden — als wir eben das prächtige Chateau Rentilly passiert hatten und nun von der Hauptstraße durch ein lachendes Wiesenthal, das rechts den mit einem eisernen Staket umschlossenen Schlosspark bildete, abbogen, um auf einer schmälern Straße uns Dorf und Schloß von Guermantes zuzuwenden. „Gehen wir noch über Chanteloup hinaus oder werden wir uns dort einquartieren?“

„Ich weiß noch nicht,“ erwiderte ich, „was ich thun werde; wir haben nur vier Tage Zeit, da wir möglichst bald etwas anderes Ergaberes als ‚moutons‘ heimbringen sollen, und ich möchte deshalb heute so weit als möglich vorwärts, damit wir morgen in der Frühe sogleich anfangen könnten und es zu einem Resultat käme!“

Und nun muß ich auch über meine Person und die meiner Ordonnanz, sowie den Zweck unseres Zuges Auskunft geben. Ich war seit bald einem Jahr Lieutenant und stand, nachdem ich den Feldzug als junger Offizier bis hieher mitgemacht, nun an der Spitze eines infanteristischen „selbständigen“ Requisitionskommandos, als diesem nur die Zeit seines Ausbleibens, nicht aber die spezielle Marschroute erteilt war. Meine Ordonnanz aber war ein früherer Studiengenosse, v. S., der gemeinsam mit mir die Tübinger Hochschule besucht hatte, ehe ich die Feder mit dem Schwert vertauschte, der aber dann, als das Vaterland zum „heiligen Kriege“ schritt, mir das erstemal wieder begegnete, wie er, „ein freiwilliger Reiter“, bei Wörth einen Trupp gefangener Franzosen über das Günstetter Brückchen eskortierte und mir zurief: „Gelt, ich bin auch do!“ Nun war er — heutigen Tages der Vertreter des deutschen Reichs in dessen Ländern im „schwarzen Erdteil“ — zum zweitenmal mein treuer, stets humorvoller Begleiter auf unserem halbindianischen Kriegspfad, das ganze Kommando aber verehrte in ihm den schneidigen, Allen wohl-bekannten Kameraden, der als der „Herr Baron“ bei dem Feldwebel wie Wachmeister bezüglich der Autorität gleich hinter meiner Person rangierte. Was aber ein „Requisitionskommando“ bedeute, ist kurz gesagt. Um nämlich der deutschen Heeresleitung die Verproviantierung des Pariser Einschließungsheeres so schwer als möglich zu machen, hatte das „ministère de la défense nationale“ in weitem Umkreis, nach dem Vorbild der Russen beim Brand von Moskau, einen „rayon désert“ dadurch hergestellt, daß fast alle Einwohner aus der ganzen Gegend teils nach Paris, teils sonst weggezogen waren und dabei ihre Habe, namentlich alle Lebensmittel und alles Vieh, entführt hatten, soweit sie dieselben nicht, wie zum Beispiel meist den Wein, „dem dunklen Schoß der Mutter Erde“ durch Eingraben anvertraut hatten. Diese Maßregel hatte auch teilweise den gewünschten Erfolg, denn war es schon ein unheimlich drückendes Gefühl, überall die menschenleeren, toten Dörfer zu sehen, nirgend Einwohner, außer den allerärmsten, zu finden, im Quartier endlich — und war es auch das schönste Chateau — kein lebendes Wesen anzutreffen, so hatte es bei der ebenso konsequent durchgeführten Zerstörung der Eisenbahnen eben auch sein Mißliches, daß durch unvorhergesehene Fälle Störungen in der Verpflegung nicht ausgeschlossen waren.

Dieser Eventualität wurde nun durch Absendung solcher Kommandos, wie ich eben eines zu führen die Ehre, aber nicht das Vergnügen hatte, vorzubeugen gesucht, und dazu hatte ich meine Wagen und meine Mannschaft, um „Nahrungs- und Verpflegungsmittel“, wie meine Legitimation lautete, also Schlachtvieh, gefalzenes Fleisch, Mehl, Leber, Del — da ein Winterfeldzug bevorstand — und sonst nützliche Dinge zu requirieren, das heißt in der nicht verlassenem Gegend hinter dem rayon désert bei den Einwohnern aufzutreiben und gegen Ausstellung von „bons“ mitzunehmen.

Nach einer kurzen Rast unterwegs hatten wir Chanteloup abends vier Uhr passiert und befanden uns damit am Anfang unseres Terrains, für uns allerdings, soweit nicht die Karte sprach, terra incognita, denn weiter rückwärts waren wir auf unseren Zügen bis jetzt nicht gekommen, aber gerade darin lag die Stärke: unbekannte Gegenden möglichst überraschend, so daß nichts auf die Seite geschafft werden konnte, zu treffen, und so marschirten wir weiter, bis nach etwa einer Stunde, als es schon dunkelte, eine wohlgepflegte Kastanienallee, welche rechts abführte, uns die Nähe eines Schlosses verriet. Da die Spitze hielt, ritt ich mit v. S. in der Allee vor, und wir wurden beide von einem Anblick überrascht, der auf unsere Maßnahmen bestimmend wirkte.

Vor uns lag im Abendglanze der letzten Sonnenstrahlen auf einer Insel, die nur durch eine prächtige Eisenbrücke mit dem vorliegenden Parke verbunden war, in stiller Majestät ein Schloß im Renaissancestil, das im Halbdunkel noch die reichen Ornamente der beiden Stockwerke der Fassade erkennen ließ, und wunderbarerweise stand, nachdem wir die Brücke an dem zwischen den zwei einstöckigen Häuschen liegenden Thore gezogen hatten, an diesem Thor sofort ein livrierter alter Diener, den uns das Licht seiner hochgehaltenen Laterne erkennen ließ und der sich anschickte, uns zu öffnen.

Bald waren wir eingelassen und hatten in kurzem uns verständigt: das Kavalleriekommando blieb im Parke bei den Wagen, wo sie durch eine hohe, ringsum laufende Mauer genügend gesichert schienen, die Infanterie und der „Stab“, also Feldwebel, Wachmeister, ich und v. S., kamen ins Schloß, in welchem der letztere sobald als irgend thunlich die Badstube in stand setzte, um uns zu erfrischen. Unterdessen wurde rasch die Menage besorgt, wozu ich unterwegs zwei moutons aufgegriffen hatte, die aber etwas teuer zu stehen kamen, da sie aus einer mit „sauvegarde“ versehenen Rothschildschen ferme waren und somit, wollte ich nicht in Ferrières angezeigt werden, mit jedem Franken bar bezahlt werden mußten. Das frugale Mahl nahm unsere Zeit nicht lange in Anspruch und ich rief daher den „régisseur“ des Schlosses, um ihn über seine Herrschaft zu hören. Sie war, wie der biedere Alte in schlichten Worten sagte, „sauvé à Paris“, der älteste Sohn aber hatte die Schule von St. Cyr durchlaufen, dann war er bei der „armée du Rhin“ gewesen; über sein jetziges Schicksal ebensowenig als über das des „seigneur“ in Paris wußte der bekümmerte Diener etwas Näheres. Endlich hatte der gute Mann eine Bitte: im Ställe stand noch ein edles Pferd, die „Armida“, die bei den letzten Pariser Rennen gestiegen hatte, ich sollte die Stute mitnehmen und ihm einen „bon“ ausstellen, damit sie nicht etwa ein anderer ohne einen solchen hole; er sei gerne bereit, dafür meinen Soldaten Kartoffeln unentgeltlich und jede sonstige Zugabe zum Essen, soweit ihm dies möglich sei, zu liefern. Ich versprach, das Pferd zu probieren; es ging, und nachdem wir uns noch etwa eine Stunde an einem prächtigen Erardischen Flügel die Zeit vertrieben, warfen wir, v. S. und ich, je auf einem Kanapee des Salons, uns Gott Morpheus in die Arme, ich nicht, ohne noch den Wachdienst für die Nacht angeordnet und revidiert zu haben.

Kaum begann es am andern Tage zu dämmern, so war das ganze Kommando marschbereit, und jetzt ging's auf den Kriegspfad. Ich hatte die Armida mir satteln lassen, vorsichtig zog die Stute im Morgengrauen vorwärts. Ueber Jossigny, so hieß das nächste Dorf, hinaus lag Wald in ziemlicher Ausdehnung, vielleicht gab's dort Ställe! Wo? Im Wald? Natürlich! Denn in diese Feldställe trieben tagsüber die geängstigten Bewohner ihr Vieh schon am frühen Morgen, nachdem es die Nacht im Dorfe gefüttert worden war. Langsam kamen wir auf den schlechten Feldwegen im Zwielicht vorwärts, denn meine Reiter suchten am Boden Spuren des Viehs, besonders frische Exkremente — zwar etwas unästhetisch — aber es galt ja die Prosperität des Heeres!

Schon mehrere Stunden durchstreiften wir den Wald von Armainvillers die Kreuz und Quer immer umsonst und kamen endlich an eine Lichtung bei der „belle assise“, wie der Stern mit einem Forsthaufe hieß. Das Kommando war vorausgeschickt und sollte vor dem Walde warten — da! zwar unendlich, aber doch vernehmbar scholl das Gebrüll einer Kuh an mein Ohr, und verschleucht war alle Sorge, denn wir sollten ja unsern Zweck erreicht sehen.

„Du, hörst Du nichts!“ rief ich v. S. an, „s ist eine glattgestirnte Schar in der Nähe!“

„Wo?“ tönt es von ihm ungläubig zurück. „Du bist und bleibst ein Plebejer! Ich suche eben nach dem Schluß

der ‚Afrikanerin‘, den ich gestern abend bei den zerrissenen Notizen nicht finden konnte, und jetzt kommst Du mit dem Rindvieh.“

„s ist aber doch so! Vorwärts, geh mal! Hier links an der Waldecke,“ entgegnete ich, erstaunt über seine Lässigkeit, die heute mit dem sonst ebenso großen Eifer sonderbar kontrastierte. Da! Zur Bestätigung hörte ich abermals vernehmlich, wenn auch ferne, von links den Ton einer Rinderherde, — doch jetzt richtete er sich empor, wandte plötzlich seinen Schimmel dem Graben zu und mit einem „Will mal sehen!“ ging's im Sprung links ab über die Waldwiege.

Es war gegen neun Uhr morgens und mochte eine halbe Stunde vergangen sein, seit ich am nächsten Kreuzwege, wo der Wald wieder begann, hatte halten lassen, um v. S. Meldung zu erwarten, und noch immer blieb er aus. „Hol's der Teufel, sollte ihm etwas zugestoßen sein?“ sagte ich mir und zog die Uhr. „So lange war er noch nicht ausgeblieben!“ dachte ich, wieder und wieder meinen Zeitmesser befragend. Da hielt ich's nicht länger aus: „Feldwebel, übernehmen Sie das Kommando und warten Sie, bis ich wieder komme!“ rief ich. „Wachmeister, eine Ordonnanz zu mir!“ Dann lockerte ich meinen Säbel, sah rasch die Schüsse im Revolver nach, und wie ein Vogel trug mich die Armida der Waldecke zu; hinter der v. S. verschwunden war, so daß die Ordonnanz bald viele „Längen“ hinter mir blieb und ich im Nu an der Waldecke war. „Wenn ich nur nicht zu spät kam, um v. S. noch vor den Bauern zu retten, die ihn wahrscheinlich heimtückisch angefallen hatten, da kein Schuß zu hören gewesen war!“ sagte ich zu mir und wollte eben von neuem Armida zum Lauf anspornen — da kam in gemächlichem Schritt der gefährdet Geglaubte etwa zwanzig Schritte jenseits der Waldecke mir entgegen.

„Ja, wo bleibst Du denn!“ rief ich ärgerlich, indem ich mühsam meinen Renner parierte, „das ganze Kommando hält Deinetwegen schon über eine halbe Stunde! Ist Dir etwas begegnet? Nun, was ist's?“

„Nichts ist's!“ begann er mit skeptischer Ruhe. „Gar nichts, nicht einmal ein Rindvieh, wenn wir's nicht sind!“ Gut war es, daß jetzt erst die Ordonnanz dazu kam, die immer noch hinter mir zurückgeblieben war, denn eine solche respektwidrige Aeußerung hätte sie nicht hören dürfen, das war zu viel für mich, selbst vom „Herrn Baron“!

„v. S., ich muß Dich bitten, für die Zukunft daran zu denken, daß wir nicht in Tübingen, sondern in der Nähe von Paris sind! Also für die Zukunft —“

„Serr wohl!“ schnarrte mir seine Stimme entgegen.

„Und jetzt möchte ich wissen, wo Sie so lange waren?“

„Habe den ganzen Wald abgesucht, Herr Lieutenant, aber nichts gefunden, und wollte Sie eben bitten, das Kommando nicht aufzuhalten, sondern möglichst bald weiter marschieren zu lassen.“

„Impertinent! Mir diese Bemerkung! Geschieht dir recht!“ dachte ich, „warum hast du ihn verhöhnt!“ — Da! — Täuscht mich mein Ohr? — Da! Abermals! So konnte nur eine wirkliche, lebendige Kuh brüllen! Nun war's empörend, denn gerade aus der Gegend kam er ja eben, aus der das ewige Gebrüll erscholl! Und er? Er ritt neben mir, so ruhig, so still, als ob er am Schluß-

accord der „Afrikanerin“ wäre.

„Haben Sie gehört? Nein? Nichts?“ fragte ich, als er teilnahmslos vor sich hinsah. Nun aber kam Leben in ihn.

„Sei so gut und schicke die Ordonnanz fort, das Kommando soll weiter marschieren!“ begann er.

„Wie?“ fragte ich.

„Ja!“ er dagegen, „der Mann ist zu viel zwischen uns zweien; ich werde Dir sofort, sobald wir allein sind, Meldung erstatten!“

„Nun,“ — ich schickte den Mann weg, dann aber fuhr ich streng und in dienstlichem Tone fort — „nun bitte ich, mich zu begleiten und mir Rede zu stehen, wie Sie dazu kommen können, mir die Unwahrheit zu sagen; denn Vieh ist in aller nächster Nähe!“

„Ich bitte Dich, blamire mich, Dich und ganz Deutschland nicht!“ fing v. S. an, als ich mich anschickte, der oftgenannten Waldecke zuzureiten, und stoppte seinen Schimmel. „Wenn ich noch ein einzig Stückerl Fleisch der Brigade zwischen die Zähne bringen soll, so hältst Du hier! Hörst Du?“

Ich ritt natürlich weiter und war an der Waldecke. — Welcher Anblick! Nun war alles erklärlich! — Ein Bild, wie es kaum eine Rosa Bonheur als Vorwurf schöner finden konnte, bot sich dem Auge: da standen auf fetter Wiese etliche zwanzig Stücker der schönsten Kühe und Rinder und grasten friedlich an dem allein noch in dunklerem Grün prangenden Waldbaum und zwischen ihnen in voller Frische saß auf einem Haufen düstigen Dehms ein junges Mädchen in dunklem Wollkleid, rotem Mieder, und auf den das schelmische Gesichtchen umrahmenden dunkelbraunen Locken saß kokett das unvermeidliche weiße Häubchen mit fliegenden Bändern, so lachte sie, ein Bild unschuldigen Uebermuts, meinen Genossen verständnisinnig an.

„Eh, que vous êtes bon! Ce monsieur m'a assuré, que vous soyez des amis!“ perlte es zwischen den Zweigen

Zahnreihen schmeichelnd hervor und sie trat mir damit entgegen.

Ich wandte unnützlich die Armida und meinte nur zu v. S.: „Das hast Du am Morgen unzeitig gemacht, ehe Du wußtest, was der Tag und Abend uns bringt.“ Ich hätte mich geschämt, so direkt sein Versprechen nicht zu halten und ihn so Lügen zu strafen, da er der schönen Hirtin zugesagt hatte, daß ihre Herde unangetastet bleibe, und so ritten wir so schnell als möglich zum Kommando zurück, doch blieb ich wortlos und auch v. S. schwieg.

Das Kommando war bald erreicht, ich setzte mich wieder an die Spitze, und die Angelegenheit war bald vergessen, als uns der Himmel seine ganz besondere Gunst fühlen lassen zu wollen schien, indem wir etwa nach einer Stunde inmitten des Waldes mehrere Feldställe fanden, welche über fünfzig Stück Vieh lieferten, und auch die außerhalb des Waldes streifenden Kavalleristen bis zum Nachmittag einige Herden der unvermeidlichen moutons beigetrieben hatten.

Nun fehlten nur noch einige „Verpflegungsmittel“, und so zog ich vom Walde von Armavilliers rückwärts zum nächsten Dorfe Maupertuis, dort gab's ja gewiß Schuster, Bäcker und vielleicht auch einen Kaufladen mit Del. Und wirklich auch das alles fand sich, so daß, wenn auch spät und unter Abweisung eines förmlichen Protestes des mit der tricolore Schärpe aufmarschierenden „maires“, der meine Papiere nicht gehörig „scellés“ finden wollte, bis ich meine Mannschaften vor seinen Augen die Gewehre nachsehen ließ, endlich meine Wagen vollständig beladen und zur Abfahrt bereit waren. Nun schickte ich v. S. in unser Hauptquartier voraus, während das Kommando langsam folgte, da die Tiere nicht gekoppelt waren und deshalb vorsichtig getrieben werden mußten; den Wald vermeiden wir und alles ging nach Wunsch. Plötzlich kam in aller Eile kurz vor dem Ausbruch einer meiner Leute, ein Metzger, der nie genug Schlachtvieh austreiben konnte, mit der Meldung: soeben sei sorglos eine Viehherde ins Dorf eingezogen, er habe achtzehn Stücke weggenommen und ich sollte den „bon“ ausstellen; es sei zwar ein schreiendes Frauenzimmer dabei, aber er habe sie — der Schauplatz war eine Bäckerei — draußen halten lassen. Ich quittierte den „bon“; wer aber war die untröstliche Klägerin? Die schöne Hirtin v. S. Sie hatte dem Schicksal nicht entrinnen können: „Oh, la malheureuse guerre!“

Glücklicherweise sah mich die ihrer Tiere Beraubte nicht, und, nicht unzufrieden über den unerwarteten Zuwachs, ritt ich „meine Armida“ hinter dem Transport her nach Hause, wo ich v. S., der schon für den Jmbiß gefordert hatte, heiterer als je antraf — er fühlte sich entschieden befriedigt über seine Jbille und ich fand keinen Grund, ihm meine letzte Privatrequisition mitzuteilen.

Am dritten Tage wurde das Vieh gekoppelt, denn einerseits war es mit siebenzig Stück die höchste Zahl, welche ich mit meiner Mannschaft bewältigen konnte, andererseits konnte ich nur bei raschem Transport hoffen, in einem Tage das Cantonement der Brigade zu erreichen, wenn vollkommene Ordnung dies erleichterte; zum Rückmarsch aber war der vierte Tag bestimmt. So hatten wir, v. S. und ich, mittags eigentlich nichts zu thun, und er begann bei einer Flasche Wein beim Mittagessen ein Gelächter verlauten zu lassen, nach dem etwa acht Kilometer entfernten Lagny zu reiten und dort „anständige“ Cigarren zu holen und sich den Kopf „zivilisieren“ zu lassen, zwei Dinge — allerdings so verlockend, daß ich nicht lange widerstand.

Gesagt, gethan! Wir trabten eine Viertelstunde später auf der Straße durch das Bois de Chigny mit seinem halbverfallenen Kofolochlösch gegen Lagny, ich auf dem schon mittelfst „bon“ in meine Hände übergegangenen Kenner, meinem Liebling Armida, der sich heute besonders trefflich hielt, als er ausgiebig loslegen durfte.

Zunächst ritten wir, in der Stadt angekommen, zum Etapenkommando, wo ich mich zu melden hatte, trafen aber den Herrn Kommandeur einige Minuten später erst auf der Straße im Kreise einiger Herren Kameraden, den Adjutanten, sogenannten Galepins, des Generalkommandos, welches vorübergehend hier lag. Die Herren waren eben vom Diner im „Maison rouge“ aufgebrochen und in lebhaftester Unterhaltung, als ich rasch vom Pferde sprang, dem meinem Beispiel folgenden v. S. die Zügel ließ und mich bei dem Kommandeur meldete.

„Haben da ganz famos Pferd, Herr Kamerad, muß guten Preis gehabt haben, besonders bei Ausmarsch“, meinte sehr jovial der Herr Kommandeur, ein Major von den Manen, „hat sich recht gut gehalten im Feld, glänzt ja wie ein Spiegel!“ Dabei kamen die anderen Herren näher und musterten sachverständig die Armida und manch Leß des Pferdes schlug an mein Ohr, während ich wieder aufsaß.

„Welche Abstammung? Ganz rein englisch, Herr Kamerad?“ fuhr der Major fort. — Doch, was ich geantwortet, muß, ja in meiner Angst, das Pferd könnte ihnen zu gut gefallen, nicht das Gereimteste gewesen sein, denn: „Nun, können ja später davon reden! Bitte, kommen Sie in einer Stunde ins Maison rouge!“ schloß er grüßend.

Sehr pünktlich traf nach einer Stunde, während welcher

wir in der Stadt unsere Geschäfte besorgt und unter anderem auch von einem Leipziger israelitischen Händler Havannas von zweifelhafter Echtheit zu fünfzehn Thaler das Hundert gekauft hatten, der Herr Kommandeur bei uns im Maison rouge ein und auch die übrigen Herren Kameraden waren so freundlich, fast vollzählig, wie ich sie mittags auf der Straße gesehen, sich einzufinden. Es wurde vorgeeschlagen — und v. S. und ich, den ich natürlich als meinen Freund vorgestellt, wollten keine Spielverderber sein — eine Bowle zu brauen, und bald dampfte das liebliche Getränk auf dem Tische. Nur zu schnell verstrich uns bei einem trefflichen Souper und lebhafter Unterhaltung die Zeit, doch endlich wollten wir aufbrechen, was der Herr Major sehr zu bedauern schien. So nötigte er uns denn, noch kurze Zeit zu bleiben, und es brauchte von seiner Seite nicht viel, bis ich erzählte, wie ich zu „meiner Armida“ gekommen.

Doch das Unglück schreitet schnell! Ich hatte v. S. einen Wink gegeben, wir erhoben uns zu definitivem Abschied und lebenswürdig wünschten uns die Herren Kameraden guten Weg. Nur der Herr Major konnte sich von uns nicht trennen, sondern gab mir das Geleite bis zur Treppe, hier aber sprach er huldvoll:

„Da Herr Kamerad ja Armida nur für Pferdebesitzer requiriert, wir aber hier im Depot für Adjutanten keine guten Pferde haben, Bezirk von Schloß J., aber in unserm Rapon gehört, habe Ihnen für Armida Ersatz gestellt und diese dabeihalten! Taration hebt sich auf! In Geschirr kommen besser weg!“

Ich dankte — wofür, wußte ich eigentlich noch nicht, als der freundliche Herr mir die Hand zum Abschied drückte und ich nun vor dem Hause stand. Hier hielt eine Ordonnaiz einen Husarengaul am Zügel, und ich redete den Mann an, was er denn mit dem Gaulle wolle, er gehöre nicht mir, er solle den meinigen holen, er habe die Pferde verwechselt.

Da brach mit schallendem Gelächter v. S. los: „Rein, der Major hat sie verwechselt! Nun ja, 's Geschirr ist besser, so steig nur auf und sei still!“

Wir fielen wie Schuppen von den Augen! O! Armida! Und diese Husarenkrabbe von zwölf Faust! Das war die Remesse für Maupertuis!

Wir kamen spät nach Hause, trafen aber glücklicherweise alles in Ordnung.

Andern Tages sah ich beim Rückmarsch zum Cantonement wieder auf dem „wohlhabendsten königlichen Dienstpferd“ und mochte, nachdem wir ein paar Stunden geritten waren, wobei mir der Kopf vom Tage vorher noch etwas unklar war, eben keine besonders glückliche Figur machen, da meinte mein „Unzertrennlicher“ v. S.:

„Du, auf der Armida hättest Du doch besser ausgehen!“

Nun riß mir auch die Geduld und, einen Leipziger Glimmstengel, der nicht ziehen wollte, grimmig zerdrückend, entgegnete ich:

„So habe ich doch wenigstens die achtzehn Rufe von Maupertuis nicht vergessen mitzunehmen!“

Da sah er mich mitteilend an und sagte:

„So ist denn alles verloren! — Bei mir glücklicherweise, sauf l'honneur!“

Keiner hatte seine Partie bei diesem Zug gewonnen, doch war deshalb bei der Brigade der Jubel nicht kleiner, als die Kameraden unsere reiche Beute musterten, welche sie wenigstens für einige Zeit vom „mouton“ erlöste.

Dies war meine letzte Requisition; bald nachher kamen die Gefechte, in deren einem ich verwundet wurde, so daß für mich der Feldzug ein Ende hatte. Es war auch gut, daß ich zu keiner Fahrt mehr kommandiert wurde, denn v. S. wäre — so wie so — nicht mitgegangen, „er wollte nicht auch seine Ehre blamieren!“

Interessante Bücher.

„Aus der Töchterhülle ins Leben“. Ein allseitiger Berater für Deutschlands Jungfrauen. Unter Mitwirkung hervorragender Kräfte herausgegeben von Amalie Baiß, geb. Marggraf. Mit einem Titelbild von Emanuel Eppler. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1889.) So oft man sich auch bisher in der neuen Literatur nach einem Ratgeber umgesehen, welcher ein junges, der Schule entlassenes Mädchen praktisch ins praktische Leben hineinwies, das richtige fand sich doch wohl nicht, nichts, was so ganz und recht den Wünschen und Anforderungen sorglicher Eltern oder Freunde entsprochen hätte. Ein solches Buch, das dem Ideal eines nach jeder Richtung hin treu zur Seite stehenden Haushaltes so nahe als möglich kommt, ist: „Aus der Töchterhülle ins Leben“ von Amalie Baiß, das in anmutiger Zone die gediegensten Anleitungen zu allem entfaltet, was ein junges Mädchen tüchtig, gesund und lebenswert macht und erhält. Klar und übersichtlich gliedert sich der reiche Inhalt in die zwei Hauptabteilungen: „Wie soll ein Mädchen sein?“ und „Was kann ein Mädchen werden?“ Geleitet die erste Abteilung die junge Leserin bis zu den Stufen des Traualtars, so gibt ihr die zweite Abteilung erschöpfenden Aufschluß über alle Berufsarten, in denen sie ihr Heil suchen und finden kann, sofern sie durch äußere oder innere Gründe dazu gedrängt werden sollte, ihren Lebensweg auf selbständigen Bahnen zu suchen. Unter den Mitwirkenden finden sich gewichtige, vollste Gewähr für sachmäßige Zuverlässigkeit bietende Namen, wie: Lina Morgenstern, Luise Wolke de Beau, Clementine von Braumühl, Dr. med.

Franziska Tiburtius, Marie v. Redwitz, Otto Baiß, Dr. A. Schilbach und andere.

Für Konfirmandinnen aller Stände, als hochwillkommene Gaben bei Geburts- und Namensfesten erwachsener Mädchen jeden Alters dürfte sich kaum ein passenderes, nützlicheres Buch finden; alle seine reichen Ausführungen ranken sich um das goldene Wort, das Oskar v. Redwitz in einem poetischen Gruß an das Frauen-geschlecht dem schönen Buche vorangestellt hat: „Sorgt, daß ihr geschmückt seid mit dem teuren Edelstein echter deutscher Weiblichkeit!“



Bedeutung der Tiernamen.

Für Tierfreunde mögen die etymologischen Deutungen einiger Tiernamen Interesse haben. Die Schnepfe, von der Wurzel snap, der Schnabel, also der Schnabelvogel, wie das französische bécasasse von bec. Der Hahn (sasanus) ist benannt nach dem Flusse Phasis in Asien, wo derselbe zuerst gefunden wurde. Der Auerhahn: das Bestimmungswort „Auer“ heißt im Althochdeutschen ur, wahrscheinlich „groß“, es hat sich erhalten in den Wörtern Auer-ochs, Auerhahn, Auerbach und so weiter. Der Adler ist entstanden aus „edler Aar“. Im Althochdeutschen hieß der Adler arn, ein Wort, das noch in Eigennamen, wie Arno, Arnold vorkommt. Das Rebhuhn, althochdeutsch rephunon, eigentlich das Rebhuhn, weil es sich gern in den Reben der Weinberge aufhält. Die Wachtel, althochdeutsch wachela von wachta die Wacht, also die Wächterin. Der Rabe, althochdeutsch rhaban, vom Stamme rha, rufen, also der Schreier. Nach der Volkslage verläßt er seine Jungen; daher die Ausdrücke: Rabenvater, Rabenmutter. Von Rabe ist auch der Name Rabe, ein rabenschwarzes Pferd, abzuleiten, wie Knappe von Knabe. Die Gule, althochdeutsch uwita, das Verkleinerungswort von uwo, die Heulende. Die Gule ist ein Symbol der Gelehrsamkeit, weil sie in der Nacht wacht. Sie war der Athene geweiht und es fand sich ihr Bild oft in der Stadt der Athener. Die sprichwörtliche Redensart: „Eulen nach Athen tragen“, heißt deshalb, etwas Unnützes thun. In der Vogelweide wird die Gule dazu benützt, um Gimpel und andere kleine Vögel anzulocken. „Jemand eine Gule setzen“ ist so viel, als jemand betrügen. Der Rißig ist nach seinem Schrei benannt und heißt im Niederdeutschen kivit. Der Heher wird auch Markolf genannt. Da „Mark“ Wald bedeutet (die Mark bestand aus Wald und Wiese), so heißt Markolf so viel als „Waldvogel“. Der Wiedehopf, althochdeutsch witu hoska, von witu, der Wald, und hupfan, häpfen, also der Waldhüpfer. Der oft vorkommende Eigennamen Wiedemann, Holzmann. Die Elster, Kestler, auch Scholaster, althochdeutsch die agalastra (gal, fingen, fischen; erhalten in Rachtigall), der rauh schreiende Vogel. Weil sie sehr diebisch ist, so heißt sie im Volksmunde der Galtenvogel. Sie heißt auch Ägel (das Wort kommt schon im Althochdeutschen vor), zum Beispiel in dem Sprichwort: „Eine Ägel heßt keine Taube“. Der Schwanz, althochdeutsch swano, von swinan, schwimmen, soll nach der Volkslage bei seinem Ende ahnungslos fingen; er erscheint somit als der Vogel der Weissagung und wir haben in unserer Sprache zur Bezeichnung einer Ahnung nach den Ausdruck: „es schwant mir“. Der Hahn, althochdeutsch hano, kommt von einem dem lateinischen canero formell gleichen hanan, fingen, also der Singer. Ebenso heißt der Hahn im Slavischen pjetel, von pjeti, fingen, und in der französischen Tierfabel chanteclers, der Hähnelchen. Der Hase, althochdeutsch haso, janskrit caca, heißt nach der etymologischen Deutung der Springer. Der Reiter, der wilde Eber, der mit Hauern, Reiten versehen ist. In althochdeutschen Glossen wird der Eber, der allein geht, singularis (der Einsiedler) genannt, und daher kommt das französische sanglier. Nach dem Eber sind benannt die Pflanzennamen Eberesche, Eberwurz und die Eigennamen Eberhard, Eberwein. Der Dachs, althochdeutsch dachs, entweder von der Wurzel dah (Dach), „der im Verborgenen Hausende“, oder von dem mittelhochdeutschen dehsen, graben, brechen, also das „wühlende Tier“; daher auch im mittelhochdeutschen grevink, der Gräber genannt.

Die holländische Tulipomanie

erreichte bekanntlich in den Jahren 1634 bis 1637 ihren höchsten Grad. Damals kosteten 400 fl. — die Zwiebeln wurden nach dem Gewichte verkauft — von der Sorte „Admiral Riesen“ 4400 Gulden, 200 fl. von „Semper Augustus“ gar 5500 Gulden. In Rits Schrift über die „Verschmähte Eitelkeit“ ist berechnet, daß man im Jahre 1636 für den damaligen Preis einer mittleren Tulpenzwiebel im Werte von 3000 Gulden — und diese Berechnung wirft auf den Geldwert damaliger Zeit ein charakteristisches Licht — nicht weniger als vier Last Roggen, zwei Last Weizen, vier fette Ochsen, acht starke Schweine, zwölf fette Schafe, zwei Tonnen Butter, tausend Pfund Rufe, zwei Orkoste Franzwein, vier Tonnen des besten Bieres, ein Bett mit allem Zubehör, ein gutes Paar Kleider und ein schönes silbernes Trinkgeschirr sich habe anschaffen können. Und Schupp erzählt in seinen Schriften, daß zu seiner Zeit in Amsterdam ein Schiffer bei einem Kaufmann, der ihm zum Jmbiß einen Oering nebst Brot und Bier habe vorlegen lassen, eine kurz vorher um 1500 holländische Gulden gekaufte Tulpenzwiebel, die er am Fenster liegend fand, in der Meinung, daß es eine gemeine Zwiebel sei, gekaut und zum Oering gegessen hätte und so dem Kaufmann mehr verzehrt habe, „als wenn er den Prinzen von Oranien samt Gefolge zu Gast gehabt hätte.“ A. St.

Aus allen Gebieten.

Ein einfaches Mittel zur Stärkung der Brust und Lunge.

Ein englischer Arzt hat die Erfahrung gemacht, daß wenn eine Person, sei es ein Kind oder ein Erwachsener, mittelst eines Federfelds in vollen und tiefen Zügen die Luft einatmet, so daß sich die Lunge so viel als möglich ausdehnt, und dieses Verfahren täglich fünf- oder sechsmal wiederholt, die Brust bald an Umfang (oft bis zu neun Zoll) zunimmt. Durch den vermehrten Gehalt an Sauerstoff, welcher auf diese Weise eingeatmet wird, werden nicht allein die Atmungsorgane gestärkt und gesund erhalten, sondern auch die Verdauung befördert und die Lebenskraft des ganzen Menschen erhöht. Dieses Mittel sollte man vorzugsweise bei brustschwachen Personen, versteht sich mit der gehörigen Vorsicht, in Anwendung bringen lassen. Kinder, die viel mit Husten geplagt sind, werden nach und nach ganz davon befreit. Es versteht sich von selbst, daß diese Einatmungen wohlthätiger wirken, wenn sie in freier Luft vorgenommen werden.

Sens zum Pferdefutter.

Eine ganz besondere Einwirkung hat bei der Fütterung von Pferden eine Beimischung von weichem Sens gezeigt. Man hat dieselbe sowohl beim Grünfütter als auch sonst bei der Trockenfütterung angewendet. Versuche haben nun ergeben, daß schon ältere, abgemagerte und schwerfällig gewordene Pferde wieder runder und glänzender wurden und ihre Arbeit viel ausdauernder als sonst verrichteten. Ja, man hat sogar konstatiert, daß der Zustand solcher Pferde, welche an Dampf litten, sich bei einer solchen Fütterung bedeutend besserte. Die Einwirkung des Sens in geringen Mengen scheint also eine äußerst günstige zu sein, so daß ein Versuch in einschlagenden Fällen wohl zu empfehlen ist.

Zum Reinigen schwarzer, fleckiger Zähne.

Jedermann weiß, wie häßlich das Aussehen schwarzer oder fleckiger Zähne ist. Zur Beseitigung dieses Uebelstandes wende man folgendes Verfahren an, wodurch die Zähne in wenigen Minuten gereinigt werden, ohne daß dadurch der Zahnschmelz beschädigt wird. Man vermische gepulverten Bimsstein mit einer vierprozentigen Wasserstoffsuperoxydlösung zu einer steifen Masse, reibe dann mit dieser Masse die Zähne ab und spüle alsdann den Mund mit lauem Wasser sorgfältig aus.

Billard-Arithmograph.



Durch verschiedene Anordnungen erhält man folgende Wörter:

- | | |
|---------------------------------|-------------------------------|
| 1) 4 1 7 = eine italien. Stadt. | 5) 7 1 4 3 = ein Verbrecher. |
| 2) 3 1 7 = ein Geblinde. | 6) 7 5 3 2 = ein Insekt. |
| 3) 4 1 6 2 = eine Blume. | 7) 5 7 1 4 = ein Gott. |
| 4) 4 1 6 5 = weiblicher Name. | 8) 3 1 4 5 = weiblicher Name. |

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 464:

Waga — Waga.

Auflösung des Rätselsprungs Seite 464:

Zum Tagwerk.

Geh hin in Gottes Namen,
Greif dein Werk mit Freuden an;
Frühe siehst du seinen Samen,
Was reifen ist, ist gethan.
Sich nicht aus nach dem Enternen,
Was dir nach liegt, müßt du thun;
Säen müßt du, müßt du ernten,
Nur die heilige Hand darf ruhen.
Mühselig ist gethathen,
Heilam unvorstellbar gleich,
Und es steht dir abends ehren,
An der Stirn des Tages Schein.
Weißt du auch nicht, was gerathet
Obst was mühsam mag;
Folgt doch allen guten Thaten
Gottes Segen für dich nach.
Geh denn hin in Gottes Namen,
Greif dein Werk mit Freuden an;
Frühe siehst du seinen Samen,
Was reifen ist, ist gethan.

Spitta.

Bilderrätsel.

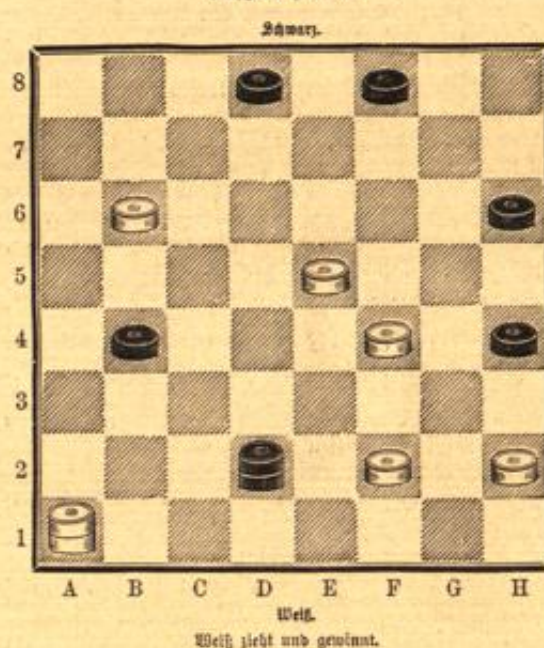


Auflösung des Bilderrätsels Seite 464:

Fünf Finger fassen mehr als zwei Gabeln.

Damespiel.

Aufgabe Nr. 10.



Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 9, Seite 440:

- | Weiße. | Schwarze. |
|--------------------------|-------------------|
| 1) D 4 — E 5 . . . | 1) G 3 — H 2 (A). |
| 2) D 5 — G 1 . . . | 2) G 5 — H 4 . |
| 3) E 5 — D 6 . . . | 3) H 4 — G 3 . |
| 4) D 6 — C 7 . . . | 4) G 3 — F 2 . |
| 5) D 1 — A 7 . . . | 5) H 2 — G 1 D. |
| 6) C 7 — B 8 D . . | 6) T. G 1 — H 2 . |
| 7) D. A 7 — G 1 gewinnt. | |

- | | |
|--|----------------|
| 1) E 5 — D 6 . . . | 1) G 5 — F 4 . |
| 2) E 5 — D 6 . . . | 2) G 3 — H 2 . |
| 3) D. E 5 — G 1 und gewinnt in der vorher angegebenen Art. | |

Kleine Korrespondenz.



Hrn. J. T. in W. 1) Rögles Wagenfabrik in Stuttgart, Die & Kirchten, Wagenfabrik in Offenbach a. M. 2) Vielleicht durch Rosenhals Antiquariat in München.

Hrn. H. Döring in Friedland. Stoffe, beziehungsweise Kleidungsstücke werden wasserfest gemacht, indem man sie mit einer heißen, einprozentigen Lösung von essigsaurem Thonerde mittelst einer Bürste bestrichen und nachher so lange trocknet, bis der Geruch nach Essigsäure verschwunden ist. Dann wird der Stoff in eine Seimlösung (1 Teil Seim auf 400 Teile Wasser) eingelegt. Der Stoff bleibt vorwärts, zeigt äußerlich kein verändertes Aussehen und ist doch wasserfest.

Hrn. O. Graumann in Barmen. In dieser Richtung dürfte Ihnen Professor Dr. G. Jagers „Monatsblatt“ (Verlag W. Kohlhammer,

Stuttgart) gute Dienste leisten, für die Gesundheitspflege überhaupt ist das eine sehr anregende und interessante Zeitschrift.

Abonnent in Thüringen. Die Herstellung dieser Blätter ist nicht so einfach, als Sie denken. Wenden Sie sich an Carl Leubens Verlag in Wien, sie erhalten dort ein Büchlein mit den nötigen Angaben, auch über das Maschinelle.

Hrn. L. Brauschmidt in Bonn. Mit Dank angenommen.

Hrn. A. Schmidt in Rortirch. In jeder Buchhandlung können Sie Bücher beziehen unter dem Titel: „Der einjährige Freiwillige“, in welchen Sie genaue Auskunft erhalten.

Aufmerksame Leserin in D. Der Roman „Glück auf!“ von E. Reng ist im Jahrgang 1884 unseres Journals enthalten. Wenn Sie denselben nicht mehr, so können Sie ihn jetzt broschürt zum ermäßigten Preis von Mark 2.50 noch haben. Die Einbanddecken kosten pro Jahrgang Mark 1.70.

Hrn. L. P. in R. Nicht ohne Geist, jedoch allzu viel in dieser Art dürfen wir nicht bringen.

Frau Anna Heichen in Leipzig. Sie müssen sich an den Autor wenden; vielleicht durch den Verleger. Ohne Autorisation dürfen einen von diesen beiden nicht gestattet.

Abonnent in Rifen. Ein bekanntes Sprichwort aus früherer Zeit — bedeuete die Freiheit der Strohmäher.

Hrn. G. Schüller in Chicago. Gannstatt bei Stuttgart wird auch für den Winter empfohlen, Wiesbaden, Domburg in ähnlicher Weise.

Hrn. Hermine K. in Zürich. Der Konful des betreffenden Staates ist dazu geistlich beauftragt.

Richtige Lösungen von Rätseln, Rebus, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Hrn. Anna Hertig, Ulm; Emma Halberstadt, Berlin; Karoline Pang, Antwerpen; Marie Leiming, Breslau; Antonie Kunkel, Rassel; Helene Haas, Rirn; Bertha Spengler, Salerno; Luise Edhardt, Raumburg; Frau Mathilde Sarre, Berlin; Antonie Baum, Remscheid; Berthilde Sintonih, Gbur; Fanny Glude, Glogau; Amalie Wauer, Stettin; Ottilie Koshah, Genthin; Hrn. O. Kellner, Prag; A. Hadenberg, Barmen; F. Müller, Haig; E. Kiefe, Dresden; F. Laab, Schlackenwerth; A. Keller, Innsbruck; M. Kottar, Rahlbad-Burbach; F. v. Bunge-vacz, Hermannstadt; A. Wildner, Gersbach; A. Pfleger, Niederplanitz; D. Gratum, Benschau.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Eine sorgsame Mutter in Gänzburg. Gegen trockene Fiechten auf dem Kopfe sind Einreibungen mit weicher Präcipitatseife (im Verhältnis von 1:8) zu empfehlen, und zwar zwei- bis dreimal täglich.

A. E. K. in Rdsniz. Diese Anwendungsweise des Holzeisigs ist uns vollständig unbekannt.

Abonnentin in Gelsenkirchen. Ein vielfach empfohlenes Schnupfenmittel ist folgendes: Karbolsäure 5 Teile, rektifizierter Weingeist 15 Teile in einem, und Salmiakgeist 5 Teile, destilliertes Wasser 10 Teile in einem andern Gläschen. Aus beiden Gläschen werden einige Tropfen auf eine Unterlage gegossen und durch die Nase eingeatmet. Gesundheitsschädlich ist es nicht, einen Schnupfen zu vertreiben. Wenn übrigens ein solcher schon ein Vierteljahr dauert, ist es rätlich, die Nase genau untersuchen zu lassen, ob am Ende nicht krankhafte Veränderungen zu Grunde liegen.

H. W. in Würzburg. Bad Dillingen, Sanitätsrat Dr. Krüger. Ein Abonnent in G. 1) Wir glauben, ja. 2) Sprachheilanstalten für Stotterer leiten Rudolf Denhardt in Eisenach und A. G. Gerdis in Bingen am Rhein.

Dr. Sch.

Anfragen.*

18) Gibt es einen härteren Polierstoff für künstliche Edelsteine als Schmirgel? Diamantpulver natürlich ausgenommen.

Antworten.

Auf 16): Handelt es sich um Eisen- oder Gallustinte, so benötigt man zum Entfernen der Flecke Kalchsalz, Oxalsäure oder Weinsäure. — Für Anilintinten versucht man die Entfernung mittelst Natriumcarbonat oder ammoniakalischer Lösung von unterschweifelsäurem Natrium.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Beisehrte werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch sehr zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart. Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Diejenigen unserer geehrten Abonnenten, welche die Deutsche Romanbibliothek Großquart-Ausgabe

in Bänden — anstatt in Nummern oder Heften — zu beziehen pflegen, setzen wir hiemit in Kenntnis, daß

der erste Band des laufenden siebenzehnten Jahrgangs

nun vollendet vorliegt und — 624 Seiten stark — sowohl broschürt zum Preis von nur 4 Mark — als auch fein in Leinwand mit Goldprägung gebunden zum Preis von 6 Mark — bezogen werden kann.

In demselben sind folgende Romane — vollständig oder teilweise — enthalten:

- | |
|---|
| „Camilla“ von Ernst Eckstein. |
| „Der Weg zum Glück“ von . . . Robert Hyr. |
| „Im Bann der Irredenta“ von . . . Oskar Meding |
| (Gregor Samatow). |
| „Der älteste Sohn“ von Moritz v. Reichenbach. |
| „Anonym“ von J. Haidheim. |

Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton; Proben aus der neuen deutschen Lyrik; Aphorismen; Mosaik.

Dieser erste Band der „Deutschen Romanbibliothek“ wolle bei derselben Buchhandlung bestellt werden, bei welcher man auf die „Illustrirte Welt“ abonniert ist. Postabonnenten wollen sich mit ihrer Bestellung an die nächstgelegene Buchhandlung oder an die mit einer solchen in Verbindung stehenden Journal-Expeditionen, Kolportage etc. wenden. Erforderlichenfalls ist auch die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung in Stuttgart bereit, die Zusendung dieses Bandes zu vermitteln.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Anzeigen
 Inserations-Gebühren
 für die
 fünfspaltige Nonpareille-
 Zeile
 1 M. Reichswährung.
 in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh.,
 Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Au Bon Marché
 Durch reelle Billigkeit und er-
 probte Qualität aller seiner
 Waren ist das Haus „Au Bon
 Marché“ als seines Titels
 wirklich würdig anerkannt.
 Firma:
Aristide Boucicaut
PARIS.
 Jede der Bestellung oder den
 Erwartungen nicht entspre-
 chende Ware nehmen wir auf
 Verlangen ohne Schwierigkeit
 zum Umtausch oder gegen
 Barzahlung zurück.

Modewaren-Magazin, welches
 in allen seinen Artikeln die vollkommenste, reichste und eleganteste Auswahl vereinigt.
 Seiden, Weiß, Fantasie- und bedruckte Baumwollstoffe, Pelzwand, weiße Baumwollstoffe,
 Gardinen, Tischdecken, Damen- und Kinderstoffe, Mäntel, Regen- und Gummihüte, Röcke,
 Unterwäsche, Jersey-Tailen, Herren- und Knaben-Anzüge, Herren- und Damen-Hüte, Schuhwaren,
 fertige Weißwaren für Damen und Kinder, Herren- und Knabenhemden, Wäsche, Teppiche, Bett-
 decken und Bettwäsche, Bett- und Tischdecken, Pariser Artikel, Polstermöbel und Kram-
 waren, Kinder, Spitzen, Taschentücher, Handtücher, Strumpfwaren, Krawatten, Kn-cas, Sonnen-
 und Regenschirme, Hüter, Parfümerie-Waren u. s. w. Billig und reelle Bedienung ist der be-
 ständige Grundsatz der Firma „Au Bon Marché“. — Der gewissenhaften Durchführung dieses
 Prinzipes verbunden mit den, bis heute einzig in seiner Art, unserem Hause verliehenen Aufmun-
 gung, Kataloge, Album u. s. w. versenden wir franco per Post nach allen Welttheilen.
 Warenzusendungen nach Deutschland, deren Wert 25 Fr. erreicht oder übersteigt, erfolgen franco
 Fracht bis zum Bestimmungsorte, resp. bis nächstgelegener Bahn- oder Poststation, mit Ausnahme
 jedoch von Möbeln, Bettgeräth und einlagers in unseren Katalogen näher beschriebenen Artikel; Ein-
 gangsgeld und Verpackungskosten verbleiben immer zur Zeit der Empfänger. Die Magazine „Au
 Bon Marché“ speziell zur Vertheilung eines Modewarenmagazins errichtet, sind die größten,
 bedeutendsten und am besten eingerichteten; dieselben enthalten alles, was die Erfahrung als
 nützlich, bequem und angenehm erwiesen, und können als eine der Schönheitswunder der
 Welt angesehen werden. Dolmetscher in allen Sprachen stehen zur Verfügung geübter
 Fremden, welche die Magazine und deren Einrichtungen zu besichtigen wünschen. Das Haus
 „Au Bon Marché“ ist das von den Fremden während ihrem Aufenthalte in Paris mit Vor-
 ziele besuchte Magazin. — Sein fester Sitz, diesen Vortag zu verdienen, und seine fortwäh-
 rend erweiterten Vergrößerungsarbeiten, wird, letztere von sehr großem Umfange, ermöglichen ihm
 beständig neue Fortschritte zu erzielen und hauptsächlich in gegenwärtigem Jahre, bei Anlang der
Welt-Ausstellung, mehr als je einen besondern Reiz und alle möglichen Vorteile unserer
 geehrten Kundschaft zu bieten, welche bereits durch Erfahrung gewöhnt, das Haus „Au Bon
 Marché“ als das in der ganzen Welt einzig in seiner Art bestehende Magazin anerkennen.
 Dasselbe hat für den Verkauf neuer Artikel noch Reisende, Agenten oder sonstige Vertreter,
 weder in Frankreich noch im Auslande, und bitten wir unsere geehrten Kunden, sich vor
 Kaufleuten zu hüten, welche sich missbräuchlich unseres Titels bedienen. Das Haus „Au
 Bon Marché“ ist in der Welt-Ausstellung 1889: 1. Klasse 18, Möbel, Tapeten- und Telo-
 rateur-Arbeiten; 2. Klasse 35, fertige Weißwaren für Damen, Herren und Kinder; 3. Klasse 36,
 Damen- und Kinder-Zeileisen, Herren- und Knaben-Anzüge; 4. Klasse, in der Ausstellung von
 National-Ornamente — vertreten.

Bad Nauheim
 bei
 Frankfurt am Main,
 Station der
 Main-Weber-Bahn.
 Naturwarme, kohlensäurereiche und gewöhnliche
 Sool-Bäder, elektr. Bäder, salinische Trinkquellen
 und alkalische Sauerlinge, Inhalations-Salon, ozon.
 Gradiruf, Ziegenmilch, Sommerkuren vom 1. Mai
 bis 30. September, Abgabe von Bädern auch vor
 bzw. nach dieser Zeit.
 Grossh. Hess. Badedirektion Bad-Nauheim. Jäger.

Die Stiftung
von Zimmermann'sche Naturheilstiftung
 bei Chemnitz, in reizender Lage, Anwendung der physikalisch-dietetischen
 Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-,
 Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettleibh., Gicht, Zuckerkrankh., u. s. w.,
 Sommer- u. Winterkuren. Prospekt mit Beschreibung der Methode gratis
 durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

**Bewährtestes Mittel gegen Kopfschmerzen,
 Migräne, Neuralgische Schmerzen,
 Rheumatismen, Keuchhusten u. A.**
 Dosis nach ärztlicher Verordnung.
 (Für Erwachsene in der Regel 1-2 Gramm.)
ist Dr. Knorr's Antipyrin
 zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich
 „Dr. Knorr's Antipyrin“. Jede Original-Büchse trägt
 den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr“ in rotem Druck.

Zwanzigjähriger Erfolg!
 Das bis jetzt bekannteste, einzig wirklich sichere
 Mittel zur Herstellung eines Bartes ist Professor
Dr. Moden's
Bart-Erzenger.
 Garantie für unbedingten Erfolg innerhalb 4 bis
 6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jahren.
 Absolut unschädlich für die Haut. Diskreter Versand.
 Flacon M. 2.50. Doppel-Flacon M. 4. Allein echt zu
 beziehen von **Giovanni Borghi** in Köln a. Rh.,
 Eau de Cologne- und Parfümeriefabrik.

CRÈME SIMON
 beseitigt in einer Nacht alle Mitesser, Frostbeulen,
 Lippenrisse, ist unersetzlich gegen **aufgesprungene**
Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe und macht die
 Haut blendend weiss, kräftigt und parfümirt sie. Dieses
 unvergleichliche Product wird von den berühmtesten
 Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damen-
 welt allgemein angewandt.
J. SIMON, 36, Provence, PARIS. in allen Apothek. u. Parfum.

Stellung. Prospect gratis.
Existenz. Probestief franco.
 Stellen-Nachweisung.
 Brieflicher prälimärer Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
 Rechnen, Correspondenz,
 Kontor-Arbeit.
 Schnell-Schön-Schrift.
 Gratis Prospect.
 Adressiren Sie genau wie folgt:
 Deutsches Handels-Lehr-Institut
OTTO SIEDE - ELBING.

Wer billig will,
 bestelle bei der nächsten Buchhandlung oder Post-
 anstalt (Postzugs-Nr. 1623)
 für **Eine Mark** vierteljährlich
 das illustrierte humoristische Zeitblatt:
Der Dorfbarbier
 (Hefenweise 22.800.)
 Probenummer gratis und franco durch die
 Verlagshb. v. **Wilhelm Meißel (Gustav Schatz)**
 Berlin N.W. 48.

JAPAN T.S.K. SOYA
 zur Würzung und Kräftigung von
 Suppen, Braten, Tunken, Fisch etc.
 In Delicatessen-, Droguen- und
 Colonialwaaren-Geschäften.
 General-Depot für Deutschland:
F. G. Taen Arr-Hee, Berlin W.

HAMBURG
AUSSTELLUNG
 Vom 15. Mai bis Oktober 1889.
 Gewerbe und Industrie
 Handels-Ausstellung
 Kunst-Ausstellung
 Gartenbau-Ausstellung
 unter Beteiligung der
 Nachbarstädte
 Altona, Ottensen,
 Wandsbeck, Harburg.

BARON LIEBIG'S
MALTO-LEGUMINÖSEN
 mit Chocolate pr. 1/2 Ko. 4.20.
 Cacao pulver pr. 1/2 Ko. 1.80.
 Leg-Mehl für Kinder pr. 1/2 Ko. 1.30.
 Leg-Mehl für Suppen pr. 1/2 Ko. 1.30.
 etc.
 seit 10 Jahren bewährt und berge-
 stellt von der alleinigen Fabrik **A. Pabst**,
 Cannstatt-Stuttgart, vormals
 Starker & Pabst, sind nach
 dem Ausspruch ärztlicher Autori-
 täten das geeignetste Frühstück
 und concentrirteste Nahrungs-
 mittel für Kinder, stillende Frauen,
 Magenleidende und Blutarmer.

Acolsharmonika
 für Gitarre und auf Dächer, er-
 gibt harmonisch schon bei schwachem
 Blase, Stiefel 4.60, mit
 Karren 10.80, mit ver-
 gold. Windhahn 4.40, mehr.
 Zucht, Preisblätter.
Hofst. Klinger,
 Reichenberg in Bömmen.

Professors
Farinellen
 Reim.-Med. Genussmittel
 gegen Magen-
 Leiden, von **L. Pletsch**,
 Dresden - Blasewitz,
 Polenzstr. 44. Chem.-techn.
 Laboratorium,
 bewährt speziell u. über
 Entwicklung u. Con-
 servierung vollen Form
 und Schönheit der Dose.
 P. Carton 10 Mark. Gegen
 Einwirkung des Betrugel
 oder Nachahmung, auch post-
 legend. Alles Nähere in
 der Gebrauchsanw. Diskretion gefordert.

Rheinwein.
 Gegen Fehlsinn von M. 30 verleihe mit
 1/2 ab 1/2 Liter selbstgefeuertem
 guten und
Weißwein, für
 absolute Reinheit in absoluter
 Friedrich Lederhos, Ober-lageheim a/Rhein.

Elektr. Beleuchtung
 mit Batterietrieb (ohne Maschinen).
 Elektr. tragh. Lampen und Laternen von
 M. 20. — an.
**Elektr. Velociped-
 laternen** M. 30. —.
 mit elektr. Nachtlampe M. 8.50. Für jeden
Haushalt
Elektr. Salon-Feuerzeug
 mit Lampe, hochlegant (Nussbaum mit
 veredeltem Metall-Teilen), Ersatz für
 Zündhölzer und Licht, Preis M. 5. —.
 Elektr. Taschenfeuerzeug Lampe M. 10. —.
 Klingeln, Telephone, Gasanzünder, In-
 duktionsapparate, Elektr. Benzinlampen m.
 hellleuchtender Lampe M. 15. — etc. etc.
Spezialität Dynamomaschinen
 für Schul- und Beleuchtungszwecke von
 M. 50. — an (2-3 Lampen speisend). Kosten-
 anschläge gratis. Elektr. Momentverhältnisse
 für phot. App.

Sensationelle Neuheit!!
 Photogr. Apparat m. Moment- und gew.
 Verschluss, hochlegant, fertigt gute Photo-
 graph. in Visitenformat M. 10. —.
Wolff & Ricks,
 Berlin S.W., Zimmerstrasse 95/96.
 Illustr. Prosp. grat. Ill. Preisert. gegen
 Einsend. v. 30 Pf. in Marken (aller Länder).

Graf von Hübner:
 (ehem. Botschafter in Paris u. am papstl. Hof)
Ein
Spaziergang um die Welt
 (Amerika, Japan, China.)
 Grosse illustrierte billige Volksprachausgabe
 mit 317 Abbildungen, vielfach
 nach Skizzen des Verfassers.
 — Brecht in 40 Lieferg. à 50 Pfennig. —
 1. Lieferung in allen Buchhandlungen vorrätig.
 Verlag Schmidt & Günther, Leipzig.

Creolin
 von **Pearson**
 worüber allein wissenschaftliche Arbeiten
 publizirt sind. Wir warnen vor lebensge-
 fährlichen und wertlosen Imitationen
 gleichen Namens. Man fordere nur
 plombirte und etikettirte Flaschen
 (50 Pf.) von
William Pearson & Co., Hamburg.

Als Pensionat!
 Schlosswesen, in prachtvoller Naturlage,
 „Mittelfranken“ (Bayern), enthaltend 50 Zim-
 mer und mehrere grosse Säle, ferner Betsaal
 mit Orgel, vollst. Familienverhältnis, halber sehr
 billig verkauft werden! Dasselbe ist von
 20 Tagw. Obst- u. Gemüsegarten (1000 Obst-
 bäume), Park und Wiesen umgeben; ferner
 ist Ställe vorhanden; es eignet sich also
 vorzüglich zum Pensionat f. junge Mädchen,
 namentlich bleichsichtige etc. Reduktanten
 wollen ihre Adresse senden unter J. O. 8026
 an Rudolf Mosse, Stuttgart.

Gärtner
Rümmel-Räse.
 Ich verleihe gratis nach jeder Poststation des
 deutschen Reichs, Oesterreichs und der Schweiz
 5 Rilo oder eine halbe Rilo
 in Postform zu 3.00 M.; bei grösseren Posten
 Preisermässigung. Genaue Anweisung erfordern.
 Bestehe Postfachfabrik u. Versandcomptoir
Fr. Bergmann, Wernigerode a/H.

Java-Kaffee.
 Feiner blauer Java-Kaffee Markt 11.50.
 Feiner gelber Panger Java „ 11.00.
 Grün. Java Kaffee 10.50.
 Grünlich Java rein. 10.00.
 Pakete netto 4 1/2 Rilo frei versandt gegen
 Nachnahme bei
J. A. Gorkerweg, Deventer, Holland.

Heirat!
 Für e. geh. Fräulein u. Lande, 24 J. a., v.
 hübsch, feinh. m. gr. Bern., 1890. sol. entwer-
 blich, aus angl. Fam. u. häusl. erz. u. man-
 gels path. Gerechtigkeit, v. d. Bern. v. d. Partis-
 gel. Am Lieb. Gutsd. od. böh. Beamte aus
 angl. Fam. sympath. sol. u. ehrenf. Charakter, u.
 angem. Ausst. Str. Tisch. Briefe unter M. 4912
 befördert **Kudolf Rolfe, Frankfurt a/M.**

Für Taube.
 Eine sehr interessante, 132 Seiten lange ill.
 Abhandlung über Taubheit und Ohrenkrankheiten
 und deren Heilung ohne Berufshilfe verdient
 für 25 Pf. franco
J. D. Rühlmann, Wien IX., Rellinggasse 4.

Singer-Nähmaschinen
 für Handbetrieb, elegant, mit Verstellstufen,
 ordentlich geformt, liefert unter Garantie vor-
 züglicher Leistungen zum Engros-Preis u. 54 M.
 gg. Nachnahme. Reparaturen werden nachsehen.
Ed. Giesler, Kaufbeuren
 (Bayer.).

Die grosse Nachfrage nach m. Fabrikat u.
 die vielen Anerkennungsbriefe, die ich in
 kurzer Zeit erhalten, haben mich veran-
 lasst, den **Käse** in gröss. Massstab herzu-
 stellen. Ich bin jetzt in der Lage, jeden
 Auftrag postwend. zur Ausführung zu bringen.
W. Veth, Gundersheim a/H.

Stottern
 wird auf Grund neuer, erfähr. u. wissenschaftl.
 Forschung sich u. schnell heilt.
S. u. Fr. Arzberger, Bielefeld i. W.
J. A. Gietel, Leipzig.
 Richtig. Diktierent.
 Kunst-Stickerie und Faden-Manufaktur.

Neueste u. beste Schulen.
 Celloschule v. H. Heberlein, 27. geb. 42. —
 Clarinettschule v. H. Kietzer, 37. geb. 42. —
 Concertinischule, v. J. A. Sokoloff 1. —
 Cornetschule v. A. F. Bagantz, 27. geb. 42. —
 Flötenchule v. E. K. K. 2 T. geb. 42. —
 *) Grosse Klavierschule von Louis
 Köhler, op. 314. Letzt. Meisterwerk
 d. berühmten Pädagogen 3 T. geb. 42. —
 Gitarreschule v. Alois Mayer geh. 1. —
 Harmonikschule v. J. A. Sokoloff 1. —
 Harmoniumschule v. A. Michaelis,
 auch für Organisten, 2 Telle, geb. 42. —
 Harmonielehre v. F. Drameke, f. geb. 3. —
 Mandollenschule v. E. Köhler, geb. 2. —
 Melodielehre v. A. Michaelis, f. geb. 2. —
 Münchener Zitherlehrermeister von
 v. Messner, leichteste Moch. geb. 2. —
 Sänger ABC u. Kompass v. E. Nöcker 1. —
 Violinechule v. A. F. Bagantz, 3 T. geb. 42. —
 Wiener Zitherschule v. A. Mayer, geb. 2. —
 Der kleine Rubinstein, für junge Pianisten.
 70 ernste u. heitere, klass. u. mod. Stücke,
 100 Seiten, m. Fingersatz v. F. Friedrich.
 Pracht-Ausg. 3. — Billige Ausg. geb. 2. —
 Verlag v. **Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig**
 sowie durch jede Buch- und Musikhandl.
 *) Die Signale schreiben über die Grosse
 Klavierschule von Louis Köhler, op. 314:
 „Das ausserordentlich gründliche und bis
 ins einzelne gehende Werk bedarf keiner
 besonderen Empfehlung.“
 Wer gründlich Klavier u. Musik lernen
 will, nehme nur Louis Köhlers Grosse
 Klavierschule op. 314.

Sammlern, welche sich über
 die beständig er-
 schienenden Neu-
 lektionen unterrichten, soll-
 ungen sich schützen wollen, so-
 geben wir das bereits seit 14
 Jahren bei uns erscheinende
Briefmarken-Journal
 bestens zum Abonnement. Diese kleine u. ver-
 breitetste aller deutschen Briefm.-Zeitschriften ist
 musterbildig redigirt, erscheint monatlich
 zweimal, bringt in jeder Nummer stam-
 menschlüssigen Postwertzeichen illustriert,
 teilweise sogar in Originalfarben. Genaue
 Aufzählung über Briefm.-Kunde, Beschreibung
 äussender Filasungen u. s. w.

Senf's Briefmarken-Journal.
 Trotzen der Inhalt dieses bereits von mehr
 als 15,000 Sammlern gelesenen Fachblattes ein
 überraschend reichhaltiger, ist der Preis des-
 selben, pro 12 Nummern
nur 1 M. 50 Pf. (— 1 Guldin).
 gewiss ein enorm billiger. Durch die in jeder
 Nummer befindlichen wertvollen Marken-
 Gratschlagheben, Briefm.-Fests, u. Farben-
 karten wird die Anz. für sich schon geringe Aus-
 gabe für das Abonnement derart gemindert,
 dass der Abt. die Zeitung fast umsonst er-
 hält. — No. 1. Probe-Nr. der
 wertvollen Gratschlaghebe: Guatemala-
 Postkarte (echt, ungest. u. ganz) versenden
 wir gegen Einsendung v. 16 Pf.
 (10 Kr.) überall hin franco.
Gebrüder Senf
 in Leipzig. Jede Buch-
 handlung d. In-
 u. Auslandes Jede Postanstalt
 (Zugs-Prezitate Nr. 2795) neh-
 men fortwährend Abonnements entgegen

Deutsche Verlags-Anstalt
 in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Ein herrliches Konfirmationsgeschenk
 besonders für Damen empfehlenswert:

Der neue Roman von Georg Ebers.
Die Gred.
 Roman aus dem alten Nürnberg von
Georg Ebers.
 1. Auflage, 2 Bände.
 Preis in hübschem Original-Einband M. 12. —
 Dieses neueste Werk des berühmten Autors
 befriedigt Geist und Gemüt in gleicher Weise.
 Es ist ein Familien-Roman in des Wortes
 besten Bedeutung, und die „Gred“ Schop-
 pen eine Gestalt, die jedes Deutschen und
 vornehmlich der deutschen Frauen und
 Mädchen Freund und Begeisterung zu werden
 verdient. Die edle und gemüthvolle Dichtung
 eignet sich deshalb in hervorragender Weise
 für alle feierlichen Gelegenheiten zu einem
 wertvollen Andenken.
 Das Bild der aufstrebenden Mädchensohlen
 Gred und Ann ist mit einer psychologischen
 Wahrheit entwickelt und zugleich geartet durch
 eine Gedankentiefe, die 14. Jahr langer Zeit in
 keinem deutschen Roman je gefunden.
 Antiquar. Jahrbuch.

zu beziehen durch alle Buchhandlungen des
 In- und Auslandes.

Enthaarung.
Mundellus'sches Decrinatorium.
 Unschädlich Mittel, um die vorzunehmenden
 Arm- und Gesichtshaare bei Damen sparsam
 schnell u. ganz schmerzlos u. entfern. Fl. 3 M.
 Apoth. **Mundellus, Berlin, Lössenstr. 19.**

Photographische Apparate!
 Komplet von 50 Mfr. (kein Spielzeug) verl.
 30 Mfr. Katalog gratis u. franco.
Joh. Sadows & Cie.
 Keltische Erfindungsanstalt Deutschlands.
 Berlin 8., Ritterstr. 88.

Moderne Buxkins **Kamm-
 garn,**
 Paletotstoffe, schw. Tuche, Damen-
 mantelstoffe etc. Hof. jed. Mass u. Fabrik-
 preis. Hornung & Co., Sorau i. L. Muster fr.

